

Stiftung SPI

Dorit Meyer / Gabriele v. Ginsheim

Gender Mainstreaming

*Zukunftswege
der Jugendhilfe*

ein Angebot

Herausgeber: Stiftung SPI
Sozialpädagogisches Institut Berlin
Alle Rechte vorbehalten
Satz und Druck: FATA MORGANA Verlag, Berlin
© by Stiftung SPI Berlin – 2002
Printed in Germany

ISBN 3-92 4061-59-9

Inhalt

	Einleitung	7
I	GENDER MAINSTREAMING – CHANCE UND HERAUSFORDERUNG ...	11
I. 1	Gender Mainstreaming – eine neue Strategie zur Herstellung von Chancengleichheit zwischen den Geschlechtern	11
I. 2	Gender Mainstreaming und Frauenförderpolitik	22
I. 3	Die Bedeutung der neuen Strategie Gender Mainstreaming	24
I. 4	Die Kategorie Gender in den Diskursen der Frauen- und Geschlechterforschung	29
II	GENDER MAINSTREAMING IN DER KINDER- UND JUGENDHILFE	45
II. 1	Etappen geschlechtsbezogener Jugendarbeit	46
II. 2	Gender Mainstreaming als Strategie zur (geschlechtsbezogenen) Qualifizierung der Kinder- und Jugendhilfe	52
	Die Ebene der Organisation	54
	Die Ebene der MitarbeiterInnen	58
	Die Ebene der Projekte und Maßnahmen	65
II. 3	Gender Mainstreaming in den unterschiedlichen Handlungsfeldern der Kinder- und Jugendhilfe	75
II. 3.1	Gender Mainstreaming als integriertes Prinzip einer sozialräumlichen und lebenslagenorientierten Kinder- und Jugendhilfe	86
II. 3.2	Ansatzpunkte von Gender Mainstreaming in den unterschiedlichen Feldern der Kinder- und Jugendhilfe	94
III	ARBEITSHILFEN ZUR IMPLEMENTIERUNG VON GENDER MAINSTREAMING	104
	A 1 – Die Ebene der Organisationsentwicklung	108
	A 2 – Die Ebene der Personalentwicklung	113
	A 3 – Die Ebene der Projekte und Maßnahmen	117
	Literatur	123

Einleitung

Gender Mainstreaming wurde eine neue geschlechterpolitische Strategie genannt, die EU-weit verfolgt werden soll und mit der die traditionelle Gleichstellungspolitik bedeutend erweitert wird. Mit dieser neuen Strategie wird erstmals die Herstellung von Chancengleichheit zwischen den Geschlechtern als allgemeines Förderkonzept beschrieben. Gender Mainstreaming fungiert als Querschnittspolitik, d.h. das Ziel der Gleichstellung, gleichstellungsrelevante Verfahren und Maßnahmen sollen systematisch in alle Bereiche der Politik integriert werden und die Berücksichtigung der Kategorie Geschlecht (Gender) soll alle politischen Entscheidungsprozesse durchdringen. In dieser Bestimmung wird Gender Mainstreaming auch relevant für die jugendpolitischen Aufgabenbereiche und demzufolge gleichfalls für den Bereich der Kinder- und Jugendhilfe.

Gender Mainstreaming erscheint zunächst als Top-down-Strategie, die über die politische Administration eingeleitet wird. Bezogen auf die Kinder- und Jugendhilfe gehen die Aufgabenstellungen, die infolge dieser neuen Strategie hervorgerufen werden, aber entschieden über die administrativen und organisationsbezogenen Ebenen hinaus. Aufgrund ihrer pädagogisch situierten Aufgabenbereiche sind die Implementierungsprozesse von Gender Mainstreaming in der Kinder- und Jugendhilfe komplexerer Natur. Damit die Implementierung in diesem gesellschaftlichen Feld gelingt, ist es zunächst notwendig, Gender Mainstreaming hinsichtlich der unterschiedlichen Ebenen zu präzisieren, die in der Kinder- und Jugendhilfe relevant sind. Dies sind im wesentlichen: Die Ebene der Organisation, die Ebene der MitarbeiterInnen und die Ebene der Projekte und Maßnahmen. Da Gender Mainstreaming bedeutet, »den Blickwinkel der Gleichstellung zwischen Frauen und Männern in allen Bereichen und auf allen Ebenen einzunehmen« (Krell/Mückenberger/Tondorf 2000, S. 3), muß diese Vorgabe systematisch auf allen diesen drei Ebenen verfolgt werden. Bezogen auf die Kinder- und Jugendhilfe, ihre Institutionen und Handlungsfelder bedeutet dies: Gender Mainstreaming ist als ein integriertes gleichstellungsrelevantes Konzept umzusetzen. Daneben ist es von Bedeutung,

diese neue geschlechterpolitische Strategie im Blick auf die heterogenen Handlungsfelder mit ihren unterschiedlichen Zielgruppen, Ausrichtungen und Aufgabenstellungen zu spezifizieren und nach Ansatzpunkten zu suchen, wie die Umsetzung von Gender Mainstreaming in den jeweiligen Handlungsfeldern wirksam werden kann.

Die vorliegende Veröffentlichung gliedert sich in drei Abschnitte. Da in der Kinder- und Jugendhilfe Gender Mainstreaming noch immer eine relativ unbekanntere Strategie ist, wird im *ersten Teil* Gender Mainstreaming als neue gleichstellungspolitische Strategie erläutert, ihre Verankerung als EU-Richtlinie beschrieben und auf ihre Entstehung und aktuelle Umsetzung vorrangig auf den administrativen Ebenen eingegangen. In einem weiteren Schritt wird die Bedeutung von Gender Mainstreaming vor dem Hintergrund der traditionellen Gleichstellungspolitik analysiert. Es wird thematisiert, wo ihre verbindenden Momente liegen, welche Erweiterungen sich durch diese neue politische Strategie im Blick auf eine umfassend geschlechtergerechte Politik abzeichnen und wie sich beide gleichstellungsrelevanten Strategien sinnvoll ergänzen lassen. Darüber hinaus wird der theoretische Bezugsrahmen von Gender Mainstreaming skizziert und thematisiert, wie different und widersprüchlich die Kategorie Gender, die ohne nähere Bestimmung in die strategische Neuschöpfung Gender Mainstreaming eingeflossen ist, in den Diskursen der Frauen- und Geschlechterforschung diskutiert wird. In diesem Zusammenhang wird deutlich, daß die Begrifflichkeit Gender kein gesicherter Terminus ist, der eine verbindliche Gültigkeit beanspruchen kann, und die Verwendung der Kategorie Gender mit unterschiedlichen und sich durchaus widersprechenden Geschlechterkonzepten verbunden wird. Da aber im Zuge von Gender Mainstreaming auch *inhaltlich* beschrieben werden muß, was unter Gleichstellung von Frauen und Männern zu verstehen ist, ist dieser theoretische Rückbezug für die Bestimmung und Ausgestaltung dieser politischen Strategie von maßgeblicher Bedeutung.

Im *zweiten Teil* werden die Anforderungen skizziert, die durch die Implementierung des Gender-Mainstreaming-Ansatzes in der Kinder- und Jugendhilfe hervorgerufen werden, und sie werden im Sinne einer geschlechtsbezogenen Qualifizierung in bezug auf die drei benannten Ebenen als Strategie der Organisationsentwicklung, als Strategie der Personalentwicklung und als qualitätsbefördernder Faktor in (sozialpädagogischen) Projekten und Maßnahmen konkretisiert. In einem weiteren Schritt wird die Implementierung von Gender Mainstreaming im Blick auf die heterogenen Handlungsfelder beleuchtet, wesentliche Differenzen und unterschiedliche Voraussetzungen markiert und darauf eingegangen, in welche geschlechterbezogenen Traditionen diese Strategie eingreift. Weil sich die Praxis der Kinder- und Jugendhilfe im wesentlichen als kommunal situierte Praxis vollzieht, wird daran anschließend erwogen, wie sich Gender Mainstreaming in das Prinzip einer sozialräumlichen und lebenslagenorientierten Kinder- und Jugendhilfe integrieren läßt, während in einem weiteren Schritt mögliche Ansatzpunkte dieser neuen Strategie für die Handlungsfelder skizziert werden, die sich im Sinne einer Balance zwischen der Dramatisierung und Entdramatisierung von Geschlecht nach zwei Seiten hin bestimmen lassen.

Im *dritten Teil* werden drei konkrete Arbeitshilfen im Blick auf die oben benannten Ebenen zur Verfügung gestellt, um die jeweiligen Träger, Verbände, Institutionen und Einrichtungen der Kinder- und Jugendhilfe, die vor der Aufgabe der Implementierung von Gender Mainstreaming stehen, zu unterstützen. Diese Arbeitshilfen sind gleichfalls als integriertes Verfahren konzipiert, infolge dessen sechs gleichstellungsrelevante Fragestellungen bezogen auf die drei Ebenen als »idealtypische« Wirkungsziele durchdekliniert und spezifiziert wurden.

Dorit Meyer / Gabriele v. Ginsheim

I. Gender Mainstreaming – Chance und Herausforderung

I.1 Gender Mainstreaming – eine neue Strategie zur Herstellung von Chancengleichheit zwischen den Geschlechtern

Gender Mainstreaming wurde eine neue Strategie zur Herstellung von Chancengleichheit zwischen den Geschlechtern benannt, die im Anschluß an die 4. Weltfrauenkonferenz in Beijing als EU-Richtlinie für alle Mitgliedstaaten für verbindlich erklärt wurde. Sie basiert auf den Erfahrungen, daß allein mit Formen der Selbstverpflichtung seitens der nationalen Regierungen, eine gleichberechtigte gesellschaftliche Teilhabe beider Geschlechter zu forcieren, keine Verbesserung der Lage der Frauen erzielt werden konnte. Auch gründet diese neue Strategie auf der Erkenntnis, daß »geschlechtsneutrale Politiken als Ausschlußkriterium für Frauen fungieren« (Goldmann 2000, S. 6). Zwar wurde schon in den Jahren davor versucht, Chancengleichheit zwischen den Geschlechtern durch gesetzliche Bestimmungen und gezielte Frauenförderpolitiken zu befördern, eine tatsächliche Gleichstellung zwischen Frauen und Männern wurde mit diesen Ansätzen aber nicht erreicht (Enggruber 2001, S. 12). So wurde der Versuch unternommen, die rechtliche Gleichstellung durch Gesetze zur gleichwertigen Bezahlung von Frauen und Männern, zu Sozialleistungen, zum Elternurlaub etc. voranzutreiben, aber diese Vorgehen waren nur bedingt erfolgreich. Auch die Umsetzung der Strategie der »positiven Diskriminierung« u.a. über das NOW-Programm der EU (New Opportunities for Women), mit der ausschließlich Frauen als Zielgruppe gefördert wurden, hat bisher nur bis zu einem bestimmten Punkt zu der gewünschten Entwicklung beigetragen.

Vor dem Hintergrund dieser Erfahrungen wurde Gender Mainstreaming als neue Form der Geschlechterpolitik entworfen, um die Gleichstellung der Geschlechter umfassender und nachhaltiger zu forcieren. Sie war den benannten Erkenntnissen geschuldet, daß allein mit Formen und Maßnahmen der institutionalisierten Frauenpolitik auf der einen, wie mit Aktionen der Emanzipationsbewegungen auf der anderen Seite die Strukturen geschlechtsbezogener Ungleichheiten nicht verändert

wurden und nach neuen Ansatzpunkten gesucht werden mußte, über die gleichstellungsrelevante Ziele systematisch und nicht nur partiell verfolgt werden können. Infolge der Ratifizierung des Amsterdamer Vertrages verpflichteten sich alle Staaten der Europäischen Union, das Gender-Mainstreaming-Prinzip innerhalb der nationalstaatlichen Politik anzuwenden. Mit der Veränderung von Artikel 2 und 3 des EG-Vertrages wurden allen EU-Staaten für die Umsetzung des Gender-Mainstreaming-Prinzips verbindliche Vorgaben gemacht. In Artikel 3, Absatz 2 wird die gesetzliche Verpflichtung wie folgt deklariert: »Bei allen in diesem Artikel genannten Tätigkeiten wirkt die Gemeinschaft darauf hin, Ungleichheiten zu beseitigen und die Gleichstellung von Frauen und Männern zu fördern« (Art. 3, Absatz 2 des EG-Vertrages).

Auf europäischer Ebene konnte vor der Ratifizierung des Amsterdamer Vertrages bereits 1993 mit der Reform der EU-Strukturfonds die Zielvorgabe »Chancengleichheit für Frauen und Männer« verankert werden, mit der erstmals in der EU das Ziel der Chancengerechtigkeit als *allgemeines* Förderkonzept beschrieben wurde. Für die Konzipierung der Strategie Gender Mainstreaming waren die Erkenntnisse, die auf der Ebene der EU-Strukturfonds gewonnen wurden, programm bildend. Auf der Grundlage der hier gewonnenen Erfahrungen wurde das Gender-Mainstreaming-Prinzip auf die gesamte europäische Politik übertragen und als allgemeines und umfassendes gleichstellungsrelevantes Konzept formuliert: »Die Geschlechterverhältnisse sollen in jeder politischen Maßnahme von der Planung bis zur Erfolgskontrolle berücksichtigt werden« (Stiegler 2000, S. 7). Nach der Bekräftigung dieses Prinzips im Amsterdamer Vertrag wurde auf EU-Ebene 1999 mit der Erstellung der beschäftigungspolitischen Leitlinien, die auf den vier Säulen Beschäftigungsfähigkeit, Unternehmergeist, Anpassungsfähigkeit und Chancengleichheit gründen, das Gender Mainstreaming erstmals konkretisiert und horizontal verankert. Mit der Leitlinie 19 wurde festgelegt: »Daher werden die Mitgliedstaaten einen Gender-Mainstreaming-Ansatz bei Umsetzung der Leitlinien in allen vier Säulen zugrunde legen. Im Hinblick auf eine aussagefähige Bewertung der mit dem Mainstreaming erzielten Fortschritte haben die Mitgliedstaaten dafür zu sorgen, dass geeignete Datenerhebungssysteme und -verfahren zur Verfügung stehen.« Somit wurde das Gender-Mainstreaming-Prinzip nicht nur als vierte Säule in den beschäftigungspolitischen Leitlinien festgeschrieben, sondern auch horizontal verankert, d.h. als Querschnittsaufgabe der Beschäftigungspolitik definiert. Da die beschäftigungspolitischen Leitlinien auf der EU-Ebene mit nationalen Aktionsplänen zur Beschäftigungsförderung (NAP) verknüpft sind, »haben die dortigen Vorgaben direkten Einfluss auf die Arbeitsmarktpolitik der Bundesregierung, der Bundes- und Landesministerien, der Bundesanstalt für Arbeit, aber auch der Landes- und örtlichen

Arbeitsämter« (Enggruber in bezug auf Linde 2001, S. 13). Nicht nur die EU, sondern auch die Internationale Arbeitsorganisation (ILO) betrachten Gender Mainstreaming als »Schlüsselkatalysator« für den sozialen und institutionellen Wandel, mit dem positive Impulse für Wettbewerbsfähigkeit und Wachstum hervorgerufen werden (Weg 2001, S. 10).

Innerhalb der Europäischen Union ist Gender Mainstreaming zur Zeit am weitesten in Schweden implementiert. Dort wird bereits seit 1994 diese Strategie umgesetzt, und es wurden gleichstellungsrelevante Verfahren und Maßnahmen systematisch in alle Bereiche der Politik integriert, was eine inhaltliche und strukturelle Veränderung der Regierungstätigkeit zur Folge hatte:

- »In allen Ministerien wurden Expertinnen und Experten zur Bewertung und zur Entwicklung neuer Arbeitsweisen eingesetzt.
- Erst die Sichtbarmachung der Lebensbedingungen von Frauen und Männern in allen Bereichen gestattet eine qualifizierte Entscheidungsfindung und Steuerung. Daher wurde ein Programm für Gleichstellungsstatistiken aufgelegt.
- Es wurde ein Gleichstellungsaudit für sämtliche Verträge und Programme eingeführt.
- Gleichstellungsarbeit wurde zum Wissensgebiet erklärt. In einem ersten Schritt unterzogen sich alle Regierungsmitglieder einem Gender-Training.
- Forschungen zur Geschlechter- und Gleichstellungspolitik wurden erheblich verstärkt, insbesondere wird die Mainstreaming-Arbeit systematisch evaluiert, um den Bedarf und die Wirksamkeit von neuen Maßnahmen beurteilen zu können.
- Es gibt ein Finanzbudget für besondere Gleichstellungsmaßnahmen« (Ministerium für Arbeit, Frauen, Gesundheit und Sozialen in Sachsen-Anhalt 2001, S. 9).

Inzwischen haben auch weitere europäische Länder mit der konsequenten Umsetzung des Gender-Mainstreaming-Prinzips begonnen. In Deutschland wurde diese neue politische Strategie vom Bundeskabinett in seinem Beschluß vom 23.6.1999 als strukturierendes Leitprinzip anerkannt. Im Juli 2000 beschloß das Bundeskabinett die gemeinsame Geschäftsordnung der Bundesministerien und formulierte in § 2, daß »die Gleichstellung von Frauen und Männern durchgängiges Leitprinzip ist und bei allen politischen, normgebenden und verwaltenden Maßnahmen der Bundesministerien in ihren Bereichen gefördert werden soll (Gender Mainstreaming)« (Bundesministerium des Inneren, 26.7.2000).

Beide Beschlüsse haben als Initialzündung dazu beigetragen, Gender Mainstreaming in Gesetzen, Förderprogrammen sowie durch politische Beschlüsse auf Bundes-

wie auf Länderebene zu verankern. In Koalitionsverträgen gehört Gender Mainstreaming als Vereinbarung in einigen, wenn auch nicht allen Bundesländern (Rheinland-Pfalz, Nordrhein-Westfalen, Bremen, Berlin) zum Standard. In verschiedenen Bundesländern sind Kabinettsbeschlüsse zur Implementierung dieser neuen politischen Strategie gefaßt worden. In anderen Bundesländern ist ein umfassendes Implementierungskonzept in Vorbereitung bzw. in Ressortabstimmung. In verschiedenen Länderparlamenten wurden Anträge zu Gender Mainstreaming debattiert und Grundsatzbeschlüsse gefaßt. Insgesamt konstatiert Marianne Weg in einer Zwischenbilanz zum Stand der Implementierung von Gender Mainstreaming in den Bundesländern: »Die grundsätzliche politische Verankerung, das Commitment und zunehmend auch die Selbstverpflichtung auf eine konkretisierte Konzeption zur Implementierung kommen voran« (Weg 2002, S. 1). Dennoch bleibt die umfassende Implementierung von Gender Mainstreaming eine Aufgabe für die kommenden Jahre, bis diese Strategie überall eingeführt und durchgesetzt ist. Denn daß Gender-Mainstreaming schon systematisch als Top-down-Prinzip und kontinuierliches Förderkonzept mit den entsprechenden Zuständigkeiten, Strukturen und Ressourcen implementiert sei, davon kann bisher noch nicht gesprochen werden. Deshalb werden von Marianne Weg drei wesentliche Punkte benannt, die im Blick auf eine nachhaltige zukünftige Implementierung eine wesentliche Rolle spielen. Ihr perspektivisches Fazit des Implementierungsprozesses lautet:

1. »An der Spitze ist noch Platz.
2. Mehr Nachdruck und Engagement Top Down sind überall erforderlich.
3. Gender Mainstreaming einzuführen erfordert ein systematisches Konzept und eine längere Perspektive« (ebenda, S. 5).

Gender Mainstreaming ist eine neue gleichstellungsrelevante Strategie mit einer geschlechterpolitischen Ausrichtung. Sie ist nicht gleichzusetzen mit der traditionellen institutionalisierten Frauenpolitik. Mit der Ratifizierung im Amsterdamer Vertrag gilt Gender Mainstreaming als verbindliche Richtlinie, die politisch umgesetzt werden muß. Gender Mainstreaming erweitert die klassische Frauenförderpolitik, insofern der Blick auch auf Männer geworfen und die Geschlechterverhältnisse systematisch in ihrer Gesamtheit analysiert werden, d.h. mit diesem Ansatz sollen die einseitig fokussierten Konzepte der Frauenförderpolitiken erweitert und die Realisation von Chancengleichheit zwischen den Geschlechtern als allgemeine und integrierte Aufgabe aller politischer Handlungsfelder und auf allen politischen Ebenen reklamiert werden. Die Kategorie Geschlecht (Gender¹) soll grundlegend berücksichtigt, also in den Mainstream politischer Entscheidungsprozesse integriert werden. Barbara Stiegler vergleicht diese Herausforderung mit der systematischen

Berücksichtigung des Kriteriums der Ökonomie, d.h. dem Kriterium der Kosten, das als wesentlicher Faktor inzwischen alle Entscheidungsprozesse einer Institution durchdringt. Am Beispiel des Kostendenkens in der Verwaltung zeigt sie auf, wie gleichfalls eine systematische Berücksichtigung der Kategorie Geschlecht funktionieren könnte: Ähnlich »wie in einer Verwaltung die Frage nach den Kosten in allen Entscheidungsprozessen eine erhebliche Rolle spielt, wird bei der Anwendung des Gender-Mainstreaming-Prinzips die Frage nach den Geschlechterverhältnissen Bedeutung gewinnen. Geschlechterfragen werden zum integralen Bestandteil des Denkens, Entscheidens und Handelns aller Beteiligten« (Stiegler 2000, S. 8).

Die Umsetzung und Implementierung der Strategie Gender Mainstreaming kündigt – wie am Beispiel von Schweden deutlich wurde – für alle politischen Handlungsfelder, und damit auch für die jugendpolitischen Aufgabengebiete, einen weitreichenden Perspektivwechsel an. In dem Prozeß ihrer Implementierung gilt es zunächst, diese Strategie für die unterschiedlichen politischen Aufgabengebiete zu spezifizieren bzw. bezogen auf die jeweiligen politischen Aufgabengebiete gezielt nach Ansatzpunkten von Gender Mainstreaming zu suchen und daran anschließend zielgenaue Verfahren zu erarbeiten, die in den jeweiligen politischen Aufgabengebieten greifen. Konkrete Umsetzungsformen, die im Zuge dieses Implementierungsprozesses zu erarbeiten sind, werden – so läßt sich konstatieren – jeweils unterschiedlich differenzierte Maßnahmen erfordern, die paßgenau für die verschiedenen politischen Handlungsfelder konzipiert werden. Diese Anforderungen betreffen alle Maßnahmen und Programme der nationalen Politik der einzelnen EU-Staaten und werden auch bestimmend für die jugendpolitischen Aufgabengebiete, und darin eingeschlossen die Felder der Kinder- und Jugendhilfe.

Anders als die institutionelle Frauenpolitik, die auf konkrete Benachteiligungen von Frauen bezogen war und ist, fungiert die Strategie Gender Mainstreaming als Querschnittspolitik. Bei allen künftigen politischen Maßnahmen, bei ihrer Planung, Durchführung und Evaluation ist – so der verpflichtende Grundsatz von Gender Main-

¹ Im Gegensatz zur deutschen Sprache wird im Englischen zwischen Sex, dem biologischen Geschlecht, und Gender, dem sozialen und kulturellen Geschlecht, unterschieden. Der Terminus Gender bezieht sich also auf die sozialen und kulturellen Konstruktionsprozesse, die die Geschlechtsidentitäten hervorbringen, bezeichnet aber darüber hinaus auch das grammatikalische Geschlecht, d.h. auch die sprachliche, diskursive Verfaßtheit dieser Kategorie. Die Relation von Sex und Gender wurde in den 90er Jahren im Rahmen der Frauen- und Geschlechterforschung heftig diskutiert und spielt dort für die Ausrichtung der verschiedenen (theoretischen) Forschungsansätze und ihre jeweiligen politischen Prämissen eine wesentliche Rolle.

streaming – zu prüfen, welche Auswirkungen sie auf Männer und auf Frauen haben oder haben werden. In dem vom Europarat erstellten Sachverständigenbericht »L'approche intégrée de l'égalité entre les femmes et les hommes. Cadre conceptuel, méthodologie et présentation des »bonnes pratiques« (Europarat, 1998) wurde die Zieldefinition von Gender Mainstreaming – in der Übersetzung von Krell/Mückenberger/Tondorf – wie folgt beschrieben:

»Gender Mainstreaming besteht in der (Re-)Organisation, Verbesserung, Entwicklung und Evaluierung der Entscheidungsprozesse, mit dem Ziel, dass die an politischer Gestaltung beteiligten AkteurInnen den Blickwinkel der Gleichstellung zwischen Frauen und Männern in allen Bereichen und allen Ebenen einnehmen« (Übersetzung: Krell/Mückenberger/Tondorf 2000, S. 3).

Da dieser vom Europarat vorgelegte Sachverständigenbericht, dem ein hoher Einfluß bescheinigt wird, in französischer Sprache erstellt wurde, kommt schon der (deutschen) Übersetzung eine hohe Bedeutung zu, worauf Gertraude Krell, Ulrich Mückenberger und Karin Tondorf in ihrer Darstellung des Konzeptes von Gender Mainstreaming gleich am Anfang aufmerksam machen (ebenda, S. 3). In ihrer Übersetzung wurde »l'égalité entre les femmes et les hommes« mit *Gleichstellung* übersetzt. Vom semantischen Sinn her könnte allerdings auch der Terminus *Gleichheit* verwendet werden. Beides wären korrekte Übersetzungen, die allerdings in der deutschen Sprache auf zwei unterschiedliche Konzepte verweisen mit deutlich unterschiedlichen politischen Ausrichtungen, weshalb der gewählten Übersetzung von *l'égalité* bereits ein wesentliches Gewicht beigemessen wird. Die Wahl der Übersetzung ist ein Faktor von zentraler Bedeutung, auf den auch Albert Scherr aufmerksam gemacht hat. Der sprachliche Unterschied zwischen beiden Übersetzungsalternativen verweist – so Scherr – auf ein folgenschweres Grundproblem: Ist nämlich »davon auszugehen, daß Frauen und Männer gleich sind und daß es deshalb gilt, Formen der gesellschaftlichen Ungleichbehandlung und Benachteiligung zu überwinden, oder aber davon, daß sie als Angehörige des jeweiligen Geschlechts verschieden sind, daß diese Verschiedenheit aber nicht zu geschlechtsbezogenen Benachteiligungen führen soll« (Scherr 2001a, S. 20)? Im Blick auf diese Übersetzungsproblematik stellt sich also gleich am Anfang auch die Frage, wie real existierende Unterschiede, empirisch nachweisbare Benachteiligungen auf Grund der Geschlechtszugehörigkeit analysiert, benannt und politisch bestimmt werden können, ohne damit traditionelle Stereotype von Männlichkeit und Weiblichkeit wiederum aufzurufen und damit zu verfestigen. Albert Scherr plädiert deshalb im Unterschied zu der oben genannten Übersetzungsvariante für den Terminus *Gleichheit*, weil es seines Erachtens keinen Sinn macht, »die fundamentale Gleichheit von Frauen und Männern bezogen auf solche Merkmale zu be-

streiten, die als grundlegende menschliche, also weibliche *und* männliche Eigenschaften gelten können (etwa: Vernunftfähigkeit, Selbstbestimmungsfähigkeit, Angewiesensein auf soziale Anerkennung, psychische und physische Verletzbarkeit, Mitleidsfähigkeit usw.)« (Scherr 2001a, S. 20). Da er aber gleichzeitig konstatiert, daß Annahmen über die Unterschiedlichkeit der Geschlechter in dem Alltagswissen einer Gesellschaft tief verankert sind, stellt er auch fest, daß es nicht genügt, »Gleichheit als Tatsache bloß zu behaupten und die Existenz von Unterschieden prinzipiell zu bestreiten. Vielmehr ist es erforderlich, sich mit der sozialen Entstehung und der Verankerung – aber auch der Veränderung – von Geschlechtereigenschaften und -unterschieden in der Struktur der Gesellschaft und der individuellen Erfahrungen auseinanderzusetzen, wenn die Macht dieser Unterschiede aufgebrochen werden soll« (ebenda, S. 20). Die Problematik von »Gleichheit und Differenz« und die Frage, wie diese Positionen jeweils hergeleitet werden, kommt also mit der jeweils gewählten Übersetzung in den Blick. Anders als bei Albert Scherr wird an dieser Stelle allerdings der Terminus *Gleichstellung* privilegiert, die auch von Gertrude Krell, Ulrich Mückenberger und Karin Tondorf gewählte Übersetzung. Diese Wahl wird deshalb präferiert, weil mit der Übersetzungsvariante Gleichstellung das Gewicht auf die Beseitigung struktureller Benachteiligungsdimensionen gelegt wird. Die Problematik von »Gleichheit und Differenz«, die in den Ausführungen von Albert Scherr anklingt und die auch in der Frauenbewegung heftig diskutiert wurde, wird damit zurückgedrängt, bzw. die Frage nach »Gleichheit und Differenz« wird als unentschieden vorausgesetzt und damit auf die Lösung und Beseitigung struktureller Benachteiligungsrisiken »vertagt«.

Wie die Zieldefinition des vom Europarat erstellten Sachverständigenberichts deutlich werden läßt, bezieht sich der Gender-Mainstreaming-Ansatz zunächst auf die administrativen und organisationsrelevanten Ebenen. Er ist dem ersten Augenschein nach eine administrative Top-down-Strategie, die zunächst auf den politischen Entscheidungsebenen relevant und von dort aus in politische Maßnahmen und Programme »übersetzt« werden soll. Methode und Durchsetzung dieser Strategie sind juristische und administrative Verfahren, durch die Gesetze verändert, Verwaltungsvorschriften erlassen und Förderrichtlinien formuliert werden. Veränderungen sollen gleichsam »von oben« initiiert werden, d.h. die Implementierung von Gender Mainstreaming als neue EU-Richtlinie wird über die politische Administration eingeleitet.

Mit Gender Mainstreaming als neue gleichstellungsrelevante Strategie wird die Berücksichtigung der Geschlechterperspektive erstmals »nach oben« delegiert, an die Stellen, wo politische Entscheidungen getroffen und umgesetzt werden. Damit treten gleichfalls neue Akteure und Akteurinnen auf den Plan. War es bisher »die

Aufgabe der Frauen- und Gleichstellungsbeauftragten, die Frage der Gleichstellung von Frauen immer wieder zu thematisieren und ihre Realisierung in einzelnen Politikfeldern durchzusetzen, so sind nun die EntscheidungsträgerInnen und die an Entscheidungsprozessen beteiligten AkteurInnen – d.h. die zuständigen Führungskräfte, die LeiterInnen der jeweiligen Ressorts oder Fachabteilungen etc. – für die Umsetzung der Chancengleichheit verantwortlich« (Goldmann 2000, S. 6). Wesentlich ist bei diesem Vorgang, daß sich infolgedessen auch die Funktion der Frauen- oder Gleichstellungsbeauftragten verändern wird. Sie wird – so konstatiert Monika Goldmann – eher die Aufgaben einer Gleichstellungsmanagerin übernehmen, die eine moderierende, unterstützende und beratende Funktion innehat (ebenda, S. 6). D.h. auch, daß die Frauen- und Gleichstellungsbeauftragte nicht mehr für die Realisation von Chancengleichheit zwischen den Geschlechtern allein verantwortlich gemacht bzw. diese Aufgabenstellung nicht weiterhin an sie delegiert werden kann und infolgedessen die Institutionen bzw. Organisationen in ihrer Gesamtheit von dieser Aufgabe weitgehend unberührt bleiben.

Infolge der Integration dieser neuen geschlechterpolitischen Strategie in die staatliche Politik sollen alle Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen, die an politischen Konzepten und Maßnahmen mitwirken, in die Lage versetzt werden, Dimensionen geschlechtsbezogener Ungleichheit und gleichstellungsrelevante Aspekte in ihrem jeweiligen politischen Handlungsfeld zu erkennen und in ihr praktisches Handeln einzubeziehen. Wesentlich für den Erfolg dieser Strategie wird sein, inwieweit die höchsten Führungsebenen in den Prozeß der Implementierung dieser Strategie integriert sind, inwieweit sie diese von sich aus befördern und inwieweit von ihrer Seite ein sichtbares Engagement zu verzeichnen ist. Da es auf der »Hinterbühne« dieser Strategie auch um die Umverteilung von Macht, Einfluß und Verantwortung geht – so das Ministerium für Arbeit, Frauen, Gesundheit und Soziales in Sachsen-Anhalt –, verlangt Gender Mainstreaming, daß die jeweiligen Leitungsebenen die politischen Ziele eindeutig vorgeben und die Umsetzungsprozesse engagiert unterstützen (Ministerium für Arbeit, Frauen, Gesundheit und Soziales in Sachsen-Anhalt 2001, S. 11). Gleichzeitig ist es notwendig, die Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen in den verschiedenen politischen Ressorts und Fachabteilungen, d.h. das Fachpersonal, das konkret in den jeweiligen Arbeitsgebieten Gender Mainstreaming umsetzen sollen, hinsichtlich der neuen politischen Strategie zu schulen. Dabei wird gleichzeitig von Bedeutung sein, nach Wegen zu suchen und Initiativen einzuleiten, die es ermöglichen, Gender Mainstreaming eine breite Akzeptanz bei den MitarbeiterInnen zu verschaffen und so mögliche Widerstände von vornherein zu minimieren.

Infolge der Implementierung von Gender Mainstreaming als Querschnittspolitik ist es zunächst von Bedeutung, allen MitarbeiterInnen in der politischen Administration allgemeine und fachbezogene »Gender-Kompetenzen« zu vermitteln, so daß es ihnen möglich wird, gleichstellungsrelevante Aspekte in ihrem jeweiligen Politik- und Tätigkeitsfeld zu erkennen. Da dies eine grundsätzliche Voraussetzung ist, um Gender Mainstreaming überhaupt wirksam werden zu lassen, ist es nicht verwunderlich, daß in den Bereichen Information und Fortbildung zur Zeit das Hauptfeld der Implementierung zu erkennen ist. In allen Bundesländern wurden in diesen Bereichen zahlreiche Initiativen entwickelt. Bisher wurden für die Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen in den politischen Administrationen unterschiedliche Veranstaltungen, Trainingskonzepte, Fortbildungen durchgeführt. Dazu zählen:

- »Einführungs- und Informationsveranstaltungen auf allen Ebenen, bzw. abteilungs- oder bereichsbezogen,
- Gender Training,
- Gender-Elemente in der Nachwuchsfortbildung, der Führungskräftefortbildung usw.,
- Fortbildungen für Gleichstellungsbeauftragte hinsichtlich ihrer Funktion und Rolle bei Gender Mainstreaming, Gender Mainstreaming in den Fortbildungsseminaren zur Verwaltungsreform, Organisationsentwicklung und Neue Steuerung,
- Gender Mainstreaming-Veranstaltungen für Verwaltungsbereiche außerhalb der Landesregierung, vor allem für die kommunale Ebene (für kommunale Frauenbeauftragte; für die politischen und fachlichen Führungskräfte der Kommunen) sowie für übergreifende inhaltliche Felder wie z.B. die Jugendpolitik und die Gesundheitspolitik« (Weg 2002, S. 3).

Diese Informationsveranstaltungen, Fortbildungen und Gender-Trainings, können dazu beitragen, die Gender-Kompetenzen der MitarbeiterInnen zu erhöhen und ihr anwendungsbezogenes Wissen zu fördern. Diese Aktivitäten sind notwendig, schaffen aber sicherlich allein keine hinreichenden Voraussetzungen für eine tatsächliche Umsetzung von Gender Mainstreaming bei den Fachaufgaben (ebenda, S. 3). Obwohl die benannten Initiativen in der Zwischenzeit bereits eine große Breitenwirkung erzielt haben, ist es noch nicht gelungen, für die Implementierung von Gender Mainstreaming konkrete Strukturen festzulegen und (personelle) Ressourcen für einen nachhaltigen Umsetzungsprozeß zur Verfügung zu stellen. Am weitesten vorgedrungen ist man diesbezüglich in Sachsen-Anhalt und Niedersachsen, wo schon erste Handlungskonzepte vorliegen, die neben konkreten Schritten und Wegen der Implementierung und konkreten Fortbildungskonzeptionen auch Maßnahmen eines Gender-Controllings umfassen. Die Einführung eines

wirksamen Gender-Controllings ist – darauf machen alle Veröffentlichungen zu Gender Mainstreaming aufmerksam – unabdingbar, will man die Effektivität dieser Strategie überprüfen. Die Einrichtung eines Gender-Controllings erscheint vor allem notwendig, um die Wirksamkeit politischer Maßnahmen abzuschätzen und zukünftige Veränderungen einleiten zu können. Ein solches Gender-Controlling sollte sich also nicht nur auf das Prinzip beziehen, die Kategorie Gender in alle politischen Entscheidungsprozesse systematisch zu integrieren, sondern auch darauf, Verfahren der Überprüfung einzuziehen, mit denen evaluiert werden kann, ob gleichstellungsrelevante Ziele erreicht und entsprechende Wirkungen erzielt wurden. Für die Implementierung von Gender-Controlling-Verfahren innerhalb der Administration schlägt Barbara Stiegler die Anwendung der 3-R-Methode vor, die sich bereits in schwedischen Kommunen bewährt hat. Diese umfaßt eine analytische Technik, die drei Kategorien einschließt und mit der jede politische Maßnahme überprüft werden kann. Diese drei R-Kategorien wären:

»1. Repräsentation

Hier wird geprüft, wieviele Frauen und wieviele Männer von einer Maßnahme betroffen sind und wieviele Frauen und Männer bei einer Maßnahme mitwirken.

2. Ressourcen

Hier wird gefragt, wie die in der Maßnahme bewegten Mittel von Geld, Raum und Zeit zwischen den Geschlechtern verteilt werden. Um die Ressource Geld zu analysieren, können Mittelanaysen geschlechtsspezifisch durchgeführt werden, bei der Frage nach Raum und Zeit muß beschrieben werden, in welcher Weise Männer und Frauen Raum nehmen und Raum bekommen bzw. in welcher Art und Weise sie Zeit benutzen.

3. Realisierung

Hier wird nach den Ursachen der festgestellten Repräsentation und Ressourcenverteilung zwischen den Geschlechtern und ihren Veränderungsmöglichkeiten geforscht. Sind die Gründe für die bestehenden Verhältnisse bekannt, können Konsequenzen für zukünftiges Handeln entwickelt werden« (Stiegler 2000, S. 15).

In einem solchen Verfahren sieht Barbara Stiegler Möglichkeiten, diskriminierende Geschlechter-Disparitäten bei der Vergabe öffentlicher Gelder zu erkennen und Ansatzpunkte für eine andere Vergabepaxis zu ermitteln. Neben dieser analytischen Technik benennt sie die Aufstellung geschlechtsbezogener Statistiken, Kosten-Nutzen-Analyse nach Geschlecht, Gender-Expertisen, Gender-Checklisten sowie den

Einsatz konsultativer und partizipatorischer Techniken als weitere wirksame Verfahren innerhalb eines Gender-Controllings, mit denen die 3-R-Methode flankiert werden kann.

Anders als das bei der traditionellen Gleichstellungspolitik der Fall war, fungiert der Gender-Mainstreaming-Ansatz als ein Steuerungsverfahren, mit dem das Prinzip der Geschlechtergerechtigkeit unter dessen systematischer Berücksichtigung in die Entscheidungsprozesse von Organisationen integriert werden soll. Er bezieht sich dabei nicht nur auf die politischen Entscheidungen, die sich offenkundig auf die Lebenslagen von Frauen und Männern beziehen, sondern nimmt auch solche Entscheidungen in den Blick, in denen die geschlechtsbezogene Seite dem ersten Augenschein nach verborgen bleibt. Gender Mainstreaming als politische Strategie läßt deutlich werden, daß jede politische Entscheidung eine geschlechtsbezogene Dimension hat, auch wenn diese Dimension nicht für alle Frauen und alle Männer von Bedeutung ist und nicht in jedem Fall auf eine grundsätzliche geschlechtsbezogene Differenz verwiesen oder von einer grundsätzlichen Unterschiedlichkeit ausgegangen werden kann. Die Implementierung dieser neuen politischen Strategie trägt damit der Tatsache Rechnung, daß in Gesellschaften, die auf einem System der Zweigeschlechtlichkeit basieren, dem Geschlecht in allen politischen Bereichen die Bedeutung einer omnirelevanten Kategorie zukommt (Meyer 2001, S. 26). Damit wird die Berücksichtigung der Geschlechterverhältnisse als selbstverständliches Element komplexer politischer Problemlösungen betrachtet. Mit diesem Perspektivwechsel ist verbunden, daß die Verantwortung für die Gleichstellungspolitik nicht mehr an bestimmte beauftragte Personen oder spezifische Handlungsfelder delegiert werden kann, sondern allen politischen Ressorts übertragen wird. Im Rahmen einer Zwischenbilanz, die hinsichtlich des Implementierungsprozesses von Gender Mainstreaming zur Zeit gezogen werden kann, beschreibt Marianne Weg in einer Übersicht folgende verbindende Essentials dieser Strategie, die in den bundesweiten Implementierungsschritten zu erkennen sind:

- »Gender Mainstreaming ist als Leitprinzip in Gesetzen, Förderprogrammen sowie durch *politische Beschlüsse*, z.B. im Koalitionsvertrag der Regierung, Kabinettsbeschluss, Parlamentsbeschluss, ausdrücklich zu verankern.
- Gender Mainstreaming ist wesentlich geprägt durch das *Top-Down-Prinzip*: Die politischen und fachlichen Führungsspitzen und Verantwortungsträger engagieren sich nachhaltig.
- Gender Mainstreaming bedeutet: *Auf allen Sachgebieten, bei allen Maßnahmen und Projekten, in jeder Phase* ist der Handlungsauftrag um das Thema Gleichstellung erweitert – es passiert einfach mehr.

- Gender Mainstreaming macht Geschlechtergleichstellung zur *erklärten Gemeinschaftsaufgabe*. Die Chancen: Abbau von Blockaden, mehr Synergiewirkungen.
- Gender Mainstreaming-Implementierung bezieht sich auf die *Strukturen und Prozesse der Organisationen* (Gender Mainstreaming als Innovation in der Organisationsentwicklung) und auf die *Fachinhalte und -aufgaben* (Gender Mainstreaming-Pilotprojekte).
- Mit Gender Mainstreaming wird beim *Blick auf beide Geschlechter* systematisch auch nach den Männern gefragt, um eine etwaige Benachteiligung von Männern oder auch ihren Beitrag zum bestehenden Problem zu erkennen.
- Konsequentes Gender Mainstreaming wirkt *präventiv und verändert Strukturen*« (Weg 2002, S. 1).

I.2 Gender Mainstreaming und Frauenförderpolitik

Gender Mainstreaming ist eine neue Handlungsstrategie in der Gleichstellungspolitik. Auch wenn der Gender-Mainstreaming-Ansatz keine neue Strategie der Frauenbewegung ist (Stiegler, 2000 S. 8), so ist er ohne diese Bezugnahme kaum zu denken. Er ist situiert in der Tradition der Herstellung von Gleichstellung zwischen den Geschlechtern und des Abbaus geschlechtsbezogener Diskriminierungen. Gender Mainstreaming ist als konsequente Fort- und Weiterentwicklung der institutionalisierten Frauenpolitik und ihrer Begrenzungen zu verstehen, insofern der Ansatz der Gleichstellung als eine Problematik und Aufgabe beider Geschlechter und ihres Verhältnisses in den Blick kommt und gleichstellungsrelevante Optionen resp. Frauenfördermaßnahmen und -programme nicht weiter an eine separatistische Aktionsbühne delegiert werden. Ein wesentlicher Punkt ist dabei, daß im Zuge von Gender Mainstreaming auch Männer »in die Pflicht genommen werden«, sich der Realisierung von Chancengleichheit zwischen den Geschlechtern zuzuwenden und diese Aufgabe nicht weiterhin allein an engagierte Frauen delegiert werden kann. Besonders auf den administrativen Ebenen kommt dabei der Frage, wo, in welchem Ressort die Zuständigkeit für die Umsetzung von Gender Mainstreaming angesiedelt ist, eine besondere Bedeutung zu, und damit auch der Frage, in welcher Form dafür Sorge getragen wurde, den Querschnittsgedanken in die Strukturen der politischen Administration zu verankern. Noch ist es allerdings so, konstatiert Marianne Weg, daß – zumindest in allen Bundesländern – diese Zuständigkeit überall beim Frauenressort liegt (Weg 2002, S. 3). Diese Zuordnung mag zunächst Kompetenzvorteile bieten, aber das Risiko, daß sich somit die Sichtweise einschleicht oder bestätigt, »Gender Mainstreaming ist Frauensache«, und damit »nur« ein weiteres frauenpolitisches Förderinstrument, ist durch eine solche Verortung nicht von der Hand zu weisen.

Der Gender-Mainstreaming-Ansatz und Frauenförderpolitik sind zwei sich ergänzende politische Strategien, d.h. der Gender-Mainstreaming-Ansatz wird als komplementäre politische Strategie zur traditionellen Gleichstellungspolitik begriffen, der die Handlungsoptionen der Frauenförderpolitik erweitert. Während mit Hilfe der traditionellen Frauenförderpläne und Gleichstellungsmechanismen gezielt auf gesellschaftliche Problemlagen und Benachteiligungen von Frauen reagiert werden konnte und weiterhin kann (vgl. Schweikert 2000, S. 2), setzt Gender Mainstreaming auf die langfristige Implementierung einer geschlechtsbezogenen Sichtweise und die Integration von Verfahren, mit denen die Herstellung von Chancengleichheit als nachhaltige politische Aufgabe sichergestellt werden kann. Gender Mainstreaming und Frauenförderpolitik gelten gleichsam als »Doppelstrategie« (Krell/Mückenberger/Tondorf) der anvisierten Zielsetzung der Gleichstellung von Frauen und Männern. Das bedeutet auch, daß konkrete und spezifische Maßnahmen der Förderung von Mädchen und Frauen sich weiterhin als notwendig erweisen und umgesetzt werden müssen, diese aber in einem übergreifenden Gesamtkonzept integriert sind (ebenda, S. 2). Solange die Benachteiligung von Frauen und Mädchen ein gesellschaftlicher Tatbestand ist, sind zur Beseitigung von Ungleichheiten einseitige Frauenfördermaßnahmen zulässig und geboten (Schweikert 2001, S. 9).

Forciert wird zur Zeit also ein dualer Ansatz. Dies ist besonders deshalb zu betonen, da Befürchtungen kursieren, daß infolge von Gender Mainstreaming die gezielten Frauenfördermaßnahmen und -projekte abgebaut werden. Monika Goldmann verweist deshalb auf den Tatbestand, daß nach anfänglichen schlechten Erfahrungen inzwischen in allen Veröffentlichungen der EU der duale Ansatz ausdrücklich betont wird, in dem Sinne, daß das Thema Frauenförderung nach wie vor wesentlich ist und daß Gender Mainstreaming und Frauenförderpolitik sinnvoll aufeinander zu beziehen sind und es somit auch erforderlich ist, »eine klare Beschreibung der jeweiligen Aufgaben, (Entscheidungs-) Kompetenzen und Ressourcen vorzunehmen« (Goldmann 2000, S. 7). Auf der anderen Seite liegen in dieser anvisierten Doppelstrategie auch Chancen verborgen, die Herstellung der Chancengleichheit zwischen den Geschlechtern deutlich zu forcieren: Mit der Verbindung dieser beiden gleichstellungsrelevanten Strategien lassen sich Synergieeffekte herstellen, in deren Folge die Wirksamkeit und Zielgenauigkeit einer Politik, die die Herstellung von Chancengleichheit zwischen den Geschlechtern als übergreifendes Leitprinzip definiert, sich wesentlich erhöhen kann.

I.3 Die Bedeutung der neuen Strategie Gender Mainstreaming

Obwohl mit der klassischen Frauenförderpolitik und Gender Mainstreaming sich durchaus gleiche Ziele verbinden lassen, so kommen mit dem Gender-Mainstreaming-Ansatz auch neue Perspektiven in den Blick. Mainstreaming meint, und dies spiegelt sich auch in allen Beschreibungen und Texten wider, die Realisation von Chancengleichheit als Aufgabe aller politischer Handlungsfelder, ihre Durchsetzung auf allen Ebenen und in allen Bereichen, die Berücksichtigung der geschlechtsbezogenen Dimensionen bei allen Entscheidungsprozessen und die Überprüfung und Kontrolle aller politischer Maßnahmen dahingehend, welche Auswirkung sie auf Mädchen und Jungen, Frauen und Männer haben. Damit wäre auf die bekannten Headlines von Gender Mainstreaming verwiesen. Die Bedeutung und die Möglichkeiten daran anschließender Handlungsoptionen, die sich durch die neue politische Strategie eröffnen, werden deutlich, wenn man die Perspektiven von Gender Mainstreaming vor dem Hintergrund der bisherigen Frauenpolitik und Frauenförderung auslotet.

Mit der Strategie des Mainstreaming wird gegenüber der traditionellen Gleichstellungspolitik ein grundsätzlich unterschiedliches politisches Konzept eingeführt, das sich *nicht* über fixierte Identitätskategorien herstellt. Der in der Zielsetzung des Mainstreaming intendierte Fokus der Realisation der Chancengleichheit in allen politischen Handlungsfeldern und auf allen politischen Ebenen verschiebt die Aufmerksamkeit von der Geschlechtszugehörigkeit auf die Schaffung von differenzierten (institutionalisierten) Rahmenbedingungen und politischen Verfahren, d.h. auf die strukturelle Ebene, auf die Veränderung der Kontexte und Strukturen, unter denen Frauen und Männer leben. Im Zuge dessen werden nicht Frauen weiter und allein als »Geschlecht markiert« (Monique Wittig), während Männer entweder als geschlechtliche Wesen »vergessen« oder universal als »die« Menschen begriffen werden. Das bedeutet auch, daß infolge dieser politischen Ausrichtung Frauen und Männer nicht primär als *geschlechtliche Wesen* in den Augenschein genommen werden, sondern die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen in den Blick rücken, unter denen Frauen und Männer leben. Mit anderen Worten: Im Zuge von Gender Mainstreaming wird Chancengleichheit und Gleichstellung *strukturell* und *kontextuell* politisiert. Barbara Stiegler pointiert diesen neuen Ansatz in einer dialogischen Gegenüberstellung. Nach ihrer vereinfachten Darstellung des Gender-Mainstreaming-Prinzips liegt die »Philosophie« dieses Ansatzes darin:

»Nicht mehr:

Frauen sind überempfindlich, wenn sie Kritik an herrschenden Werten und Normen haben.

Sondern:

Die herrschenden Werte werden auf den Prüfstand gestellt und unter geschlechtsspezifischen² Aspekten verändert.

Nicht mehr:

Frauen haben spezifische Probleme.

Sondern:

Gesellschaftlich hergestellte Bedingungen versetzen Frauen in problematische Situationen und Positionen, für diese Bedingungen sind Frauen nicht allein verantwortlich.

Nicht mehr:

Frauen haben aufgrund ihres Geschlechts spezifische Interessen.

Sondern:

Spezifische Interessen der Frauen sind Reflexe auf Lebensbedingungen (z.B. das intensive Zusammenleben mit kleinen Kindern), die Frauen zugewiesen werden. Männer hätten dieselben Interessen, wenn sie die Lebensbedingungen der Frauen teilen würden.

Nicht mehr:

Frauen haben Defizite, die beseitigt werden müssen.

Sondern:

Frauen haben Stärken, die Männer (noch) nicht haben. Diese Stärken werden gesehen und Bedingungen geschaffen, damit sie zur Anwendung kommen können. Defizite sind nicht aufgrund des Geschlechts, sondern aufgrund der gesellschaftlich definierten Geschlechterrolle vorhanden, bei Männern ist es ebenso.

Nicht mehr:

Frauen treten als Bittstellerinnen von außen an die Entscheidungszentren heran und werben für ihre Konzepte.

Sondern:

Entscheidungszentren sind dem Gender Mainstreaming Prinzip verpflichtet. Frauen werden als Expertinnen für die spezifische Lebenssituation von Frauen herangezogen.

² Im Prinzip müßte Barbara Stiegler von der Begrifflichkeit geschlechtsspezifisch absehen, da dieser Terminus suggeriert, daß es etwas gäbe, was den Geschlechtern in ihrer Essenz eigen wäre, eben »spezifisch«. Mit der Wahl der Begrifflichkeit »geschlechtsbezogen« würde dagegen ein Terminus privilegiert, der nicht auf gegebene essentialistische Vermutungen abhebt, die, wie man weiß, schnell mit Geschlechtsstereotypen verbunden werden.

Initiativen von Frauen selbst sind als zusätzliche Anregung hoch willkommen, weil sie die Entscheidungen noch mehr verbessern können.

Nicht mehr:

Frauenpolitik bezieht sich auf Randprobleme, die je nach Großwetterlage Konjunktur haben.

Sondern:

Geschlechterdemokratie und Chancengleichheit der Geschlechter sind zentrale Politikziele.

Nicht mehr:

Frauen sind zuständig für die Lösung von Frauenproblemen.

Sondern:

Frauen und Männer übernehmen die Verantwortung für die Veränderung der Geschlechterverhältnisse« (Stiegler 2000, S. 10).

Der Gender-Mainstreaming-Ansatz ist keine neue Form einer (institutionalisierten) Identitätspolitik, einer Form der Politik, die auf der Vereinheitlichung einer bestimmten gesellschaftlichen Kategorie, hier der Kategorie Frau, basiert, über die dann politisches Handeln eingeleitet wird. Die Identitätspolitik markiert eine Konzeption von Politik, mit der in den 70er und 80er Jahren die (inzwischen institutionalisierte) Frauenbewegung wie auch andere soziale Bewegungen angetreten waren, und die auf einer Repräsentationslogik gründet, d.h. »im Namen von ...« operiert. Diese auf einer Repräsentationslogik basierende Konzeption von Politik erhielt auch später Einzug in die staatliche Gleichstellungspolitik. Auch wenn diese Form der Gleichstellungspolitik, die über die sozialen Bewegungen in den 70er und 80er Jahren forciert wurde, sich im Rahmen der benannten Doppelstrategie in Form gezielter Frauenförderprogramme weiterhin als notwendig erweist, so kündigt die neue geschlechterpolitische Strategie eine Verschiebung an, die die Kritik an der Identitätspolitik aufnimmt und ihre Begrenzung vermeidet, eine Kritik, die in den letzten Jahren auch von Seiten engagierter Frauen formuliert wurde. (Die Form der Identitätspolitik, die an einem bestimmten historischen Punkt wesentlich dazu beigetragen hat, auf die gesellschaftlichen Benachteiligungen von Mädchen und Frauen aufmerksam zu machen, geriet seit den 90er Jahren nicht nur in die Kritik, weil ihr bekanntermaßen selbst viele Frauen skeptisch gegenüber standen, die sich nicht in dem »Kollektivsubjekt« Frau wiederfanden und die sich nicht repräsentieren lassen wollten. Sie wurde auch deshalb problematisiert, weil die in der Repräsentationslogik intendierte Vereinheitlichung der Kategorie Frau, auf der die Identitätspolitik basiert, notwendigerweise auf Prozessen der Normierung von Identitäten und auf Verfahren der Ausschließungen basiert (Meyer 2001b, S. 31). Dieser Typus der

Politik, mit dem die Frauenbewegung wie auch andere soziale Bewegungen angetreten waren und mit dem die gesellschaftliche Diskriminierung von Mädchen und Frauen lange Zeit erfolgreich skandalisiert werden konnte, wurde somit zum Teil eines Problems, nämlich der Existenz und Fortschreibung gesellschaftlich aufkotroyierter Differenzen, das die Frauenbewegung zu lösen angetreten war (Hack 1999, S. 28) oder zumindest das sie herauszufordern versuchte.)

Mit dem Gender-Mainstreaming-Ansatz wird dagegen – und das unterscheidet ihn von den Formen institutionalisierter Identitätspolitik – der Blick auf die Geschlechter und ihre Lebenslagen kontextualisiert. Dies heißt gleichfalls folgerichtig, daß die Differenzperspektive, die eine allgemeine geschlechtsbezogene Differenz als Raster der Zuordnung und Zuschreibung annimmt, negiert wird. Eine Differenz zwischen den Geschlechtern, die man als starre Folienstruktur über die politischen Handlungsfelder legen könnte, wird mit dem Ansatz des Mainstreaming ausgeschlossen. Im Gegenteil: Die Bestimmung geschlechtsbezogener Differenzen wird in einem umgekehrten Vorgang differenziert ermittelt. Im Zuge des Mainstreaming wird zunächst ein allgemeiner Blick auf die politischen Handlungsfelder geworfen, danach werden vorhandene geschlechtsbezogene Differenzen analysiert und daran anschließend mögliche Diskriminierungen thematisiert. Der im Gender Mainstreaming angelegte Ansatz der Kontextualisierung von Chancengleichheit kann in diesem Zusammenhang als Chance gewertet werden, Strategien jenseits der Identitätspolitik zu entwickeln bzw. Konzepte und Formen zu entwerfen, die zwar die Identitätskategorien zitieren, weil keine anderen zur Verfügung stehen, die aber die Identitätskategorien nicht als fixierte, essentialistische Größen einsetzen. Dies ist ein Vorgang, im Zuge dessen Identitätskategorien nicht mehr als konsistente und stabile Größen fixiert werden. Weil politische Handlungsfelder, genauso wie die Lebenslagen von Frauen und Männern, Mädchen und Jungen ihrem Wesen nach transitorisch sind, ihre Essenz nicht ein für allemal gegeben ist, werden auch die geschlechtsbezogenen Differenzen und damit die Identitätskategorien »Frau« und »Mann« zu fluktuierenden Größen, oder noch einmal anders formuliert: Der Benennung und Konstruktion der Kategorien und der Kennzeichnung geschlechtsbezogener Differenzen kommt in diesem Prozeß selber schon eine eminent wichtige politische Bedeutung zu, wie bereits in der angeführten Übersetzungsproblematik von *Gleichstellung* oder *Gleichheit* zu erkennen war. Diese Vorgänge sind selbst Teil des politischen Handelns.

Das Verfahren des Mainstreaming läßt deutlich werden, daß die Identitätskategorien »Frau« und »Mann« selbst keine konsistenten und stabilen Bezugsgrößen mehr darstellen, genauso wie sie sich nicht aus ihren kulturellen und politischen Vernet-

zungen herauslösen lassen, d.h. weil die Kategorie Geschlecht nur *eine* bestimmende Determinante ist, die in relationalem Bezug zu anderen Kategorien wie Schicht, Ethnie, Alter etc. steht, kann sie auch nur noch in Verbindung mit diesen in den Blick genommen werden. Eine Differenzierung, die sich allein an den Geschlechterkategorien festmacht, greift angesichts der geschlechterübergreifenden Erosion der gegenwärtigen Lebensverhältnisse zu kurz. Gender Mainstreaming als neue politische Strategie zur Herstellung der Chancengleichheit zwischen den Geschlechtern erscheint geeignet, eine stereotype Sichtweise auf *die* Frauen und *die* Männer zu vermeiden und ermöglicht, die geschlechterübergreifende Vielfalt von Lebensentwürfen und Lebenssituationen zu registrieren. Es können im Zuge der Implementierung dieser Strategie differenziert die unterschiedlichen und keineswegs geschlechterhomogenen Lebensrealitäten in den Blick genommen werden und daran anschließend differenzierte politische Konzepte entwickelt und umgesetzt werden, die sowohl die Differenzen zwischen Frauen und Männern als auch diejenigen innerhalb der Gruppe der Frauen und innerhalb der Gruppe der Männer berücksichtigen.

Diese dem Gender-Mainstreaming-Ansatz inhärente Erweiterung gewinnt gegenwärtig gerade im Zusammenhang mit der Modernisierung des Geschlechterverhältnisses, der Flexibilisierung geschlechtsbezogener Leitbilder und der Pluralisierung von Lebenslaufmustern an Bedeutung. Diese Erweiterung ist besonders bezogen auf die jugendpolitischen Aufgabenbereiche zu betonen und hervorzuheben, weil heute, wie u.a. auch in der letzten Shellstudie dokumentiert, neben bestehenden geschlechtsbezogenen Differenzen, die Differenzen innerhalb der Gruppe von Mädchen und Frauen und innerhalb der Gruppe von Jungen und Männern durchaus größer und bedeutsamer sein können (Jugendwerk der deutschen Shell 2000). Die skizzierte neue Ausrichtung ist aber auch deshalb in Bezug auf die jugendpolitischen Aufgabenbereiche hervorzuheben, weil vor allem Mädchen und junge Frauen einseitigen »Frauenförderprogrammen« skeptisch gegenüberstehen, da sie darin eine »subtile Form der Stigmatisierung durch Sonderangebote« sehen (Krüger 2000, S. 46). Mit Gender Mainstreaming können solche Stigmatisierungen vermieden werden. In dem Gender-Mainstreaming-Ansatz liegen Potentiale verborgen, die als Versuche und Möglichkeiten gewertet werden müssen, eine Politik jenseits festgeschriebener, essentialistischer Kategorien von Geschlecht u.a. zu entwerfen. Er könnte, gerade weil er die Geschlechterproblematik von der festen Anbindung an die Konzeption der Identitätspolitik löst und die Realisation von Chancengleichheit kontextualisiert, zu einer tiefergreifenden Wahrnehmung und Lösung der »Geschlechterfrage« beitragen, als dies für politische Programme gilt, die politisches Handeln mit dem Ziel des Abbaus geschlechtsbezogener Diskriminierungen über

die einseitig reklamierte Geschlechtskategorie »Frau« einleiten. Damit werden – wie bereits thematisiert – die Strategien und Maßnahmen der klassischen Gleichstellungspolitik nicht überflüssig, sondern grundlegend erweitert.

Daß Gender Mainstreaming dabei zunächst in die politischen Entscheidungsprozesse integriert und auf den Entscheidungsebenen, d.h. auf sämtlichen administrativen Ebenen implementiert werden soll, markiert eine entscheidende Schwerpunktsetzung hinsichtlich der Schaffung gesellschaftlicher Rahmenbedingungen. Diese veränderte Schwerpunktsetzung in der Tradition der Gleichstellungspolitik erscheint vor allem auch deshalb bedeutsam, weil nach wie vor in der Bundesrepublik ein »erhebliches Beharrungsvermögen der Strukturen (Hervorh. D.M./G.v.G.) geschlechtsspezifischer Ungleichheit« (Oechsle/Geissler 1998, S. 23) zu verzeichnen ist. Mechtild Oechsle und Birgit Geissler sprechen diesbezüglich sogar von einem »institutional lag«, d.h. sie weisen darauf hin, daß das traditionelle, ungleiche Geschlechterverhältnis von den Institutionen des Wohlfahrtsstaates entgegen der benannten kulturellen Modernisierungen im Geschlechterverhältnis und entgegen der Flexibilisierung traditioneller Geschlechterrollen strukturell stabilisiert wird (ebenda, S. 23). An dieser Situation haben weder die Emanzipationsbewegungen noch die staatliche Frauenpolitik bisher maßgeblich etwas verändern können. Es ist nach wie vor gegeben, daß das besonders von Mädchen und jungen Frauen angenommene »Postulat der Gleichheit« (Geissler) sich bricht an ungelösten Strukturproblemen und dies betrifft vor allem den nach wie vor geschlechtsbezogen segregierten Arbeitsmarkt mit den entsprechenden sozialpolitischen Folgen. Mit Gender Mainstreaming sollte es eher möglich sein, diese strukturellen Dimensionen geschlechtsbezogener Benachteiligung zu lösen, weil diese Strategie keine partielle Teilpolitik darstellt, sondern umfassender und übergreifend ausgerichtet ist.

I.4 Die Kategorie Gender in den Diskursen der Frauen- und Geschlechterforschung

Gender Mainstreaming ist als Bezeichnung für eine neue politische Strategie eine strategische Neuschöpfung, in die die Kategorie Gender ohne nähere Bestimmung integriert wurde. Daß dies so ist, wird kaum beachtet und scheint in fast allen Veröffentlichungen zunächst ohne besondere Relevanz. Die Aufnahme der Begrifflichkeit Gender in die Bezeichnung Gender Mainstreaming erscheint vielleicht auch deshalb nicht weiter erklärungsbedürftig, weil es sich bei dieser Kategorie um einen Terminus handelt, nämlich die Bezeichnung Geschlecht, über den ein allgemeines Verständnis zu herrschen scheint. Wenn überhaupt auf die

»internationale« Begrifflichkeit und die Verwendung und Implikationen des Terminus Gender eingegangen wird (der auch im Englischen nicht zufälligerweise die Kategorie Woman abgelöst hat), dann in der Form, daß er von der »anderen« englischen Begrifflichkeit Sex abgegrenzt wird. Die Begriffsbezeichnung Gender als Konstrukt sozialer und kultureller Geschlechtsrollen wird der vermeintlichen biologischen Grundierung der Geschlechterdifferenz gegenübergestellt (vgl. Stiegler 2000, S. 9). Diese vermeintliche Trennung hat sich allerdings in der Zwischenzeit auch als unhaltbar erwiesen,³ zumindest dann, wenn über vermeintlich verbürgte Alltagsgewißheiten hinaus gedacht wird. Weil über die Verwendung der Kategorie Gender scheinbar allgemeine Verständigung herrscht, wird Gender Mainstreaming in manchen Veröffentlichungen auch als »inhaltsleer« beschrieben, als ausschließlich instrumentelles Verfahren (Liebe 2001, S. 100).

Ein genauerer Blick auf die Kategorie Gender läßt allerdings deutlich werden, daß diese Begrifflichkeit alles andere als eine unbestimmte und unschuldige Kategorie ist. Ein Blick auf deren theoretischen Bezugsrahmen, d.h. auf die Diskurse der Frauen- und Geschlechterforschung, läßt erkennen, daß Gender weder ein gesicherter Begriff ist, der universal eine verbindliche Gültigkeit beanspruchen kann, noch daß er als inhaltsleer gelten kann, werden doch mit der Verwendung der Kategorie Gender durchaus unterschiedliche und sich zum Teil widersprechende Geschlechterkonzepte verbunden. (In der Praxis der Mädchenarbeit geht das soweit, daß ein paar engagierte Frauen allein in der Begrifflichkeit Gender einen Vorgang entdecken, mit dem Frauen als Geschlecht ausgelöscht werden⁴ (Stiegler 2001). Während vordergründig die Verwendung der Kategorie Gender also keine wesentlichen Probleme indiziert, zeigt sich in Rekurs auf die Diskussionen, die im Rahmen der Frauen- und Geschlechterforschung geführt wurden, d.h. in Rückbezug auf Analysen, die über unsere alltäglichen Glaubensvorstellungen über die Existenz der Geschlechter hinausgehen, daß die Kategorie Gender gegenwärtig alles andere als

³ Diese Trennung, die einen scheinbar natürlichen biologischen Körper als Folie, als »stummen Diener« (Nicholson) verschiedener kultureller und sozialer Einschreibungen annimmt, hat sich infolge der neuen Erkenntnisse der Frauen- und Geschlechterforschung als unhaltbar erwiesen. Im Gegenteil: In unterschiedlichen Forschungsergebnissen wurde darauf verwiesen, daß auch der biologische Körper keine stabile, historisch und kulturell unveränderbare Kategorie ist und die Annahme der Differenz von zwei und auch nur zwei »natürlichen« biologischen Geschlechtern selbst eine ahistorische Generalisierung beinhaltet. Das heißt auch, der scheinbar »natürliche« zweigeschlechtliche Körper ist kein vorsoziales Gebilde, sondern immer schon diskursiv bedeutet. »Sex ist immer schon Gender gewesen« (Butler, 1991 S. 26), um es auf einen prägnanten Begriff zu bringen.

⁴ So etwa Barbara Stiegler in ihrem Aufsatz: »Wenn Gender das Mädchen schluckt«.

eine gesicherte Begrifflichkeit ist. Ein Blick auf die Diskurse der Frauen- und Geschlechterforschung macht deutlich, daß die Kategorie Gender bereits seit Anfang der 90er Jahre keine Gemeinsamkeit mehr stiftet, sondern aufgeladen ist mit unterschiedlichen politischen Bedeutungen, die sich teilweise scharf gegeneinander abgrenzen (Feministische Studien 1997/2). Die Kategorie Gender war in die Kritik geraten und ihre Verwendung und Definition wird seitdem in der Frauen- und Geschlechterforschung (heftig) diskutiert. Sie ist selbst zu einem im ganz grundlegenden Sinne erklärungsbedürftigen Phänomen geworden.

Der Tatbestand, daß die Kategorie Gender mit sich widersprechenden Geschlechterkonzepten verbunden wird, ist für die Bestimmung und Ausgestaltung der Strategie Gender Mainstreaming nicht unerheblich. Er gewinnt besonders in dem Moment an Bedeutung, wo es um die nähere inhaltliche Bestimmung der Ziele von Gender Mainstreaming geht, d.h. wo politisch zu bestimmen ist, was unter der Gleichstellung von Männern und Frauen verstanden wird. Die *inhaltliche* Konturierung dieser neuen politischen Strategie, die abhängig ist von den jeweiligen Geschlechterkonzepten, ergibt sich keineswegs von allein. Welche Auswirkungen Geschlechterkonzepte auf politische Strategien haben können, die auf bestimmten Annahmen der Kategorie Gender basieren, zeigt Hannelore Faulstich-Wieland an einem Beispiel von Fortbildungsveranstaltungen in Kindertagesstätten auf, mit deren Hilfe Konzepte geschlechtsspezifischer Erziehung forciert werden sollen. Die theoretischen Annahmen, die diesen Fortbildungsveranstaltungen zugrunde liegen, gehen in der Regel von einer psychoanalytisch verstandenen Geschlechterdifferenz aus:

»Die deutlichste Korrektur mußte ich an meiner Vorstellung von Gleichheit der Geschlechter hinnehmen. Frauen sind anders als Männer. Mädchen anders als Jungen. Punkt. Voneinander lernen, miteinander leben, sich wechselseitig ergänzen, ja, aber nicht mit dem Anspruch, die geschlechtsspezifische Identität aufzugeben. Damit plädiere ich offen für eine geschlechtsspezifische Erziehung, wie sie sich auch aus dem situationsorientierten Ansatz ergibt, das heißt die aktuelle und künftige Lebenssituation der Kinder aufgreifen« (Faulstich-Wieland in Rekurs auf Anne Kebbe 2001a, S. 131).

Eine solches Geschlechterkonzept, mit dem Festschreibungen vorgenommen werden, wo Reflexionen und mitunter Gegensteuerung zur alltäglichen »Geschlechtsspezifisch« möglich und nötig wären, würde – so konstatiert Hannelore Faulstich-Wieland – als Grundlage für eine Bestimmung und Ausgestaltung der Strategie Gender Mainstreaming »kaum zu einer Veränderung bestehender Geschlechter-

verhältnisse führen« (ebenda, S. 131). Es würde eher dazu führen, gegebene Geschlechterstereotype zu verfestigen, und das hierarchische System der Zweigeschlechtlichkeit stabilisieren. Dieses »Negativ-Beispiel« verdeutlicht, wie notwendig es ist, die Bezugnahme der Kategorie Gender auf die jeweiligen theoretischen Diskurse zu präzisieren, denn nicht jede geschlechtsbezogene Sichtweise trägt tatsächlich zu der Realisierung der Chancengleichheit zwischen den Geschlechtern bei. Genau diesbezüglich sollte u.a. auch die vom Europarat geforderte Fortschreibung und Weiterentwicklung der politischen Strategie (Europarat 1998, S. 9) ansetzen, um zu verhindern, daß über das Gender-Mainstreaming-Prinzip vermeintlich gesicherte Alltagsvorstellungen hinsichtlich Frauen und Männer reproduziert werden und sich auf diesem Wege Glaubensvorstellungen über Frauen und Männer in politische Strategien einschleichen, die wiederum die Alltagsvorstellungen über die Geschlechter und das Geschlechterverhältnis stabilisieren. Es erscheint deshalb vonnöten, die (verschwiegenen) Implikationen bei der Verwendung des Terminus Gender zu durchdenken und seine theoretischen Anbindungen zu reflektieren. Dies ist besonders dann entscheidend, wenn es um die inhaltliche Präzisierung von »Gleichstellung« geht, oder weiter, wenn die Ziele pädagogischen Handelns im Zuge des Gender-Mainstreaming-Prinzips in den Blick kommen. Die (unterschiedlichen) Verwendungen der Begrifflichkeit Gender, die ja ohne nähere Definition in die Bestimmung der neuen politischen Strategie einfließen, müssen offengelegt und diskutiert werden. Dies erscheint notwendig, da das jeweilige Verständnis von Gender und die entsprechende Sichtweise auf das Geschlechterverhältnis die Anforderungen nicht unberührt lassen, die an politisches Handeln gestellt werden, und daran anschließend, was auf der Ebene der unterschiedlichen Handlungsfelder der Jugendhilfe für nötig gehalten wird. Ob im politischen oder pädagogischen Handeln z. B. von einer »natürlichen« biologischen Zweigeschlechtlichkeit ausgegangen wird, die im Zuge des Sozialisationsprozesses sozial und kulturell überformt wird, wie oben aufgezeigt, oder in der Annahme und der Naturalisierung der Zweigeschlechtlichkeit als hegemoniales System selber das Problem gesehen wird – von solchen unterschiedlichen Annahmen und Sichtweisen werden in der Regel andere Vorstellungen über die politische wie pädagogische Praxis abgeleitet.

Für die Strategie Gender Mainstreaming ist die Auseinandersetzung um die theoretischen Bezugsrahmen auch deshalb bedeutsam, weil unter einem »historischen« Blickwinkel geschlechterpolitische Strategien stets in direkter Beziehung standen zu Ansätzen der Frauen- und Geschlechterforschung und – wie später thematisiert werden soll – auch zu Formen pädagogischer Praxis. Bestimmte geschlechterpolitische Strategien korrelieren seit ihrer Etablierung mit bestimmten theoretischen Diskursen. Mit anderen Worten: Vorhandene theoretische Diskurse in der Frauen- und

Geschlechterforschung sind der inhaltlichen Konturierung geschlechterpolitischer Strategien keineswegs rein äußerlicher Natur.

Es soll deshalb also ein genauerer Blick auf die theoretischen Diskurse innerhalb der Frauen- und Geschlechterforschung geworfen und ihre jeweiligen Prämissen, Hintergründe und Auseinandersetzungslinien thematisiert werden. Eine genauere Reflexion der unterschiedlichen Geschlechtertheorien schafft eine Basis, die hilfreich sein kann, um politische Maßnahmen und Ziele zu definieren und handlungsleitende Geschlechterkonzepte zu entwickeln, die auch jenseits empirisch faßbarer Tatbestände eine bestimmte reflexive Tiefenschärfe aufweisen, und die dazu beiträgt, vereinfachte Stereotypisierungen zu vermeiden.

Die neue Strategie Gender Mainstreaming hat sich im wesentlichen in Bezugnahme auf die konstruktivistischen und dekonstruktivistischen Theorien⁵ der Frauen- und Geschlechterforschung entwickelt (Hoppe 2000, S. 19), während die traditionelle Gleichstellungs- und Frauenförderpolitik eher mit differenztheoretischen Ansätzen korrespondiert. Auch wenn diese Terminologie der theoretischen Ansätze als solche in der Beschreibung der Strategie Gender Mainstreaming nicht explizit, sondern nur cursorisch benannt wird, so findet sich in der Erläuterung der Gleichstellungspraxis von Gender Mainstreaming eine klare Bezugnahme auf die konstruktivistischen und dekonstruktivistischen Ansätze. In der Übersetzung des benannten, vom Europarat erstellten Sachverständigenbericht zu Gender Mainstreaming heißt es unter Bezugnahme auf die feministische Dekonstruktivistin Joan Scott⁶, die im angloamerikanischen Raum eine der bekanntesten Wissenschaftlerinnen dieser Theorieschule ist, bei der Fragestellung »was ist unter Gleichstellung der Geschlechter zu verstehen«:

⁵ Diese Theorien unterscheiden sich in vielen Momenten untereinander. Sie werden hier nur gegenüber den differenztheoretischen Ansätzen der Frauen- und Geschlechterforschung vereinheitlicht. Während sich die Konstruktivistinnen primär der Erforschung der »empirischen Realität« widmen (vgl. u.a. Gildemeister/Wetterer 1992), gilt das Interesse der dekonstruktivistischen Ansätze, und hier sind vorrangig Judith Butler und ihre poststrukturalistischen »VorläuferInnen« (1991 und 1995) zu nennen, den Diskursen. Die »Dekonstruktivistinnen« analysieren die geltenden Diskurse, also die gesellschaftlichen Wissensbestände, als Formation geschlechtsbezogener gesellschaftlicher Machtverhältnisses.

⁶ Joan Scott hat ausdrücklich die gesellschaftliche Strukturierung des Geschlechtsunterschiedes durch die Kategorie Gender benannt, in dem Sinne, daß die Kategorie Gender nicht angeblich natürliche körperliche Unterschiede zwischen Männern und Frauen reflektiert. Sie formuliert dagegen: »Gender meint vielmehr das Wissen, das den körperlichen Unterschieden ihre Bedeutung verleiht.(..) Wir können die Geschlechtsunterschiede nur als Funktion unseres Wissens vom Körper sehen, und dieses Wissen ist nicht »rein«, nicht isoliert von den Implikationen einer Vielzahl diskursiver Kontexte« (Scott 1988, S.2).

»Für eine Definition der Gleichstellung von Frauen und Männern muß man sich das Geschlechterkonzept näher ansehen. In diesem Zusammenhang sind zwei Aspekte wichtig: die soziale Konstruktion von Gender und die Geschlechterverhältnisse. Gender ist eine künstliche soziale Definition von Frauen und Männern, die (...) von den Vorstellungen, von den Aufgaben, Funktionen und Rollen bestimmt wird, die man den Frauen und Männern in der Gesellschaft sowie im öffentlichen und privatem Leben zuschreibt. Es ist eine kulturspezifische Definition von weiblich und männlich, die daher nach Zeit und Raum unterschiedlich ist. Die Konstruktion und Reproduktion von Gender geschieht sowohl auf individueller als auch auf gesellschaftlicher Ebene. Beide sind gleichermaßen wichtig. Jeder Einzelne trägt durch das, was er tut, zur Ausformung der Geschlechterrollen und Normen bei und reproduziert sie, indem er sich den Erwartungen gemäß verhält. Das Bewußtsein dafür nimmt zu, daß das soziale Geschlecht auch auf politischer und institutioneller Ebene berücksichtigt werden muß« (Übersetzung: Österreichisches Ministerium für Frauenangelegenheiten und Verbraucherschutz 1998, S. 5).

Wie dieses Zitat deutlich werden läßt, basiert sowohl die Definition der Kategorie Gender und die des Geschlechterverhältnisses als auch das Ziel der Gleichstellung von Frauen und Männern auf theoretischen Vorstellung und Erkenntnissen der neueren Geschlechterforschung.

Neben den differenztheoretischen Ansätzen, die als Frauenforschung bereits in den 70er und 80er Jahren in die unterschiedlichen Wissenschaftsgebiete eindringen und sich an den Universitäten und Fachhochschulen institutionalisierten, haben die konstruktivistischen und dekonstruktivistischen Ansätze als sogenannte Geschlechterforschung erst in den 90er Jahren an den deutschen Universitäten Einzug erhalten. Damit hatten sich zwei unterschiedliche Forschungsansätze in der Frauen- und Geschlechterforschung (mit gegenwärtig diversen Überschneidungen) etabliert, mit unterschiedlichen Ausrichtungen und verschiedenen (politischen) Prämissen. Auch wenn sich nicht alle feministischen Forschungsarbeiten eindeutig der Frauenforschung bzw. der Geschlechterforschung zuordnen lassen, so hat das Eindringen der konstruktivistischen bzw. dekonstruktivistischen Theorien dazu geführt, daß es seit den 90er Jahren innerhalb der feministischen Forschungen zwei unterschiedliche Theorieansätze gibt, deren verschiedene Theoriesprachen nicht mehr prinzipiell ineinander übersetzbar waren, also nicht einfach mehr eine Auseinandersetzung oder einen Streit um verschiedene Positionen markierten (Landweer/Rumpf 1993, S. 3). Marie-Luise Angerer und Johanna Dorer skizzieren in einem groben Überblick die Unterschiede zwischen Frauenforschung auf der einen und Geschlechterforschung auf der anderen Seite (Angerer/Dorer 1994, S. 11), wie folgt:

	Frauenforschung	Genderforschung
Prämissen	Natürliche Geschlechterdifferenz ist Ausgangsbasis Geschlechterdifferenz ist Ergebnis des Patriarchats und der Sozialisation Stabilität der Geschlechteridentität Rollentausch von Gender ist nicht möglich	Geschlechterdifferenz wird sozial/kulturell hergestellt Differenz wird in Interaktion zwischen Mann und Frau ständig konstruiert und aufrechterhalten Fragilität der Geschlechteridentität Rollentausch von Gender möglich
Focus der Forschung	Frau, das Weibliche, das Ausgeschlossene Die Norm Abweichung von der Norm	Konstruktionsmechanismen und Regelsysteme von ›doing gender‹ Differenz der Differenz Vielheit von Genderidentities
Forschungsziel	Transparenz der Differenz Aufzeigen der Konsequenzen für die Frau und die Gesellschaft Aufdecken und Sichtbarmachen	Analyse der Konstruktionsprozesse Analyse der Geschlechteridentität und ihrer Vielfältigkeit (diversity) Analyse der Prozesse der Um-/Neudeutung der Differenz Rekonstruktion und Dekonstruktion
untersucht wird	Resultat der Geschlechtersegregation	Vorgang der Segregation
Zielwert	Gleichheit Emanzipation	Gleichwertigkeit Entfaltung der Verschiedenheit

Übersicht: Frauen- und Geschlechterforschung

Mit der Frauenforschung auf der einen und der Geschlechterforschung auf der anderen Seite hatten sich erstmals zwei unterschiedliche Theoriestränge etabliert, mit denen nicht nur verschiedene Forschungskonzeptionen verfolgt wurden, sondern über die auch unterschiedliches politisches Handeln eingeleitet wurde. In diesem Zusammenhang war der sprachliche Übergang von der Frauen- zur Geschlechterforschung durchaus programmatischer Art. (Auch im Englischen wurde der Terminus Woman durch den Terminus Gender ersetzt, und die geschlechtsbezogene Forschung hieß fortan nicht mehr Womenstudies, sondern Genderstudies.) Mit der Etablierung der Geschlechterforschung handelte es sich dabei nicht lediglich um eine begriffliche Neuorientierung oder eine Integration der Männer, die gleichfalls als zu beforschende geschlechtliche Wesen »entdeckt« wurden, sondern um einen

erkenntnistheoretischen wie politischen Paradigmenwechsel. Auch wenn sich die erbitterten Kontroversen um diesen Paradigmenwechsel inzwischen geglättet haben und mit dem Verweis auf ›kritische Differenzen bei geteilten Perspektiven‹ (Hornscheidt/Jähner/Schlichter) stillgestellt wurden, ist dessen Konsequenz für politische Programme nicht wirklich durchgearbeitet worden.

Da der Rekurs geschlechterpolitischer Strategien auf unterschiedliche theoretische Kontexte nicht unbedeutend ist, sollen die Hintergründe sowie die inhaltlichen und politischen Prämissen der Frauenforschung auf der einen und der Geschlechterforschung auf der anderen Seite in einer groben Gegenüberstellung noch einmal näher skizziert werden. In den 70er und 80er Jahren hatte sich erstmals eine breite zunehmende Frauenforschung an den deutschen Universitäten und Fachhochschulen etabliert, mit der der Differenzansatz in die hegemonial definierte, männliche Wissenschaftslandschaft Einzug erhielt. Infolge der Etablierung der Differenztheorie wurde die Kategorie Geschlecht als zentrale wissenschaftliche Kategorie in die unterschiedlichen Felder der wissenschaftlichen Forschungen eingeführt und mithin darauf aufmerksam gemacht, daß Frauen als das »andere Geschlecht«, wie Simone de Beauvoir titulierte, in den sozialen und symbolischen Strukturen einer »hegemonialen Männlichkeit« (Connell) ausgeschlossen sind. Im Zuge der Etablierung der Kategorie Geschlecht als wissenschaftliche Kategorie von zentraler Bedeutung wurden von der sich etablierenden Frauenforschung in den unterschiedlichsten wissenschaftlichen Disziplinen die verschwiegenen und verdrängten weiblichen Lebenslagen in *Differenz* zu den hegemonialen männlichen Lebensrealitäten beforscht und sichtbar gemacht. Die Frauenforschung war also daran orientiert, die »eigene« Geschichte zu rekonstruieren, »die soziale Realität des ›Anderen‹, das Ausgeklammerte zu erforschen und deshalb die Frauen ins Zentrum der Untersuchung zu rücken« (Angerer/Dorer 1994, S. 9). Dieser von der Frauenforschung forcierte theoretische Ansatz korrespondierte mit einem politischen Begehren, das gleichfalls auf die Etablierung der Differenz ausgerichtet war. Aufgrund der Erkenntnis, daß Mädchen und Frauen grundsätzlich aufgrund ihrer Geschlechtszugehörigkeit gesellschaftlich diskriminiert werden, wurde von den Protagonistinnen der (institutionalisierten) Frauenforschung eine politische Strategie präferiert, die auf den Aufbau einer »eigenen« Frauenkultur und Frauenpolitik ausgerichtet war, die die »anderen« weiblichen Lebenslagen und Lebensrealitäten in den Blick nimmt und an den Ressourcen und Fähigkeiten von Frauen ansetzt. Die Annahme einer grundsätzlichen geschlechtsspezifischen Differenz, die biologisch gegeben und kulturell überformt und damit historisch jeweils neu hervorgebracht wird, konstituierte die Differenztheorie, die aber ihrerseits unter Aufwertung ihrer »weiblichen« Polarität die Geschlechterdichotomie

weiterhin fortschrieb. Auf den Ebenen der institutionalisierten Politik fand dieser Ansatz Eingang in die verschiedenen Formen und Maßnahmen der Frauenförderprogramme.

Im Zuge der Etablierung der konstruktivistischen und dekonstruktivistischen Ansätze der Geschlechterforschung, auf denen das Gender-Mainstreaming-Prinzip im wesentlichen basiert, sind die Theoreme der Differenztheorie in die (spätere) Kritik geraten. Diese Kritik bezog sich einerseits auf den Vorwurf, daß allein mit der Enthierarchisierung der Differenz infolge der Aufwertung ihrer weiblichen Polarität keine »qualitative Veränderung des Geschlechterverhältnisses« (Gildemeister/Wetterer 1992, S. 248) erzielt wurde. Gleichzeitig machten die Vertreterinnen der konstruktivistischen wie dekonstruktivistischen Ansätze darauf aufmerksam, daß die Annahme einer dichotomen, biologisch fundierten Differenz zwischen den Geschlechtern (historisch) nicht weiter aufrechtzuerhalten ist (Maihofer 1994, Nicholson 1994, Krauß 2001 u.a.). Sie verwiesen ihrerseits darauf, daß sowohl die binären Geschlechtsidentitäten als auch das System der Zweigeschlechtlichkeit selbst sozialen und kulturellen Konstruktionsprozessen unterliegen und die biologische Grundierung einer (polaren) Geschlechterdifferenz selbst eine diskursive Konstruktion ist.⁷ Diese Kritik an den differenztheoretischen Positionen war existentiell, gerieten doch selbst die Protagonistinnen der Frauenforschung mit ihrer Konzentration auf die Frau »als das ›Anderen‹, ›Besondere‹ und damit von der Norm abweichende« (Angerer/Dorer) in den Verdacht, durch die Annahme der Zweigeschlechtlichkeit als gleichsam »natürliche Tatsache« an der Reifizierung⁸ der Geschlechterdifferenz beteiligt zu sein und infolgedessen – trotz bester Absichten – das hierarchische Geschlechterverhältnis zu stabilisieren.

Im Gegensatz zur Differenztheorie wenden deshalb die konstruktivistischen wie dekonstruktivistischen Theorien im Kontext der Geschlechterforschung in unterschiedlicher Ausrichtung ihre Aufmerksamkeit der (hierarchischen) *Konstitution* des

⁷ So wurde in den unterschiedlichen Forschungsergebnissen betont, daß der biologische Körper keine stabile, historisch und kulturell unveränderbare Kategorie ist und die Annahme der Differenz von zwei und auch nur zwei »natürlichen« biologischen Geschlechtern selbst eine ahistorische Generalisierung beinhaltet.

⁸ Mit dem Vorwurf der Reifizierung der Geschlechterdifferenz wurde angesprochen, daß die Benennung von Differenzen, in diesem Fall der Geschlechterdifferenz, niemals nur eine beschreibende Funktion hat, da – und dies ist ein paradoxer Vorgang – mit der Thematisierung einer Differenz zwischen den Geschlechtern eine zugleich konstruierte Differenz wiederum aufgerufen und bestätigt wird.

Systems der Zweigeschlechtlichkeit zu, indem sie danach fragen, *wie* sich die Differenz zwischen den zwei und auch nur zwei Geschlechtern herstellt, *wie* sie Bedeutung erlangt und *wie* ihre Herstellungsprozesse ablaufen. Sie machen darauf aufmerksam, daß der Schein der Natürlichkeit, der die binäre Geschlechteranordnung umgibt und der in unserer Alltagswirklichkeit einen so umfassenden Niederschlag findet, *Effekt* von (historischen) Prozessen und diskursiven Konstruktionen ist, mit denen das System der Zweigeschlechtlichkeit hervorgebracht wird und die spezifischen, jeweiligen Festlegungen und Normierungen von »Männlichkeit« und »Weiblichkeit« erzeugt wurden und werden (Meyer 2000a, S. 73).

Im Gegensatz zu den differenztheoretischen Ansätzen zielen die konstruktivistischen wie dekonstruktivistischen Ansätze vor diesem Hintergrund auf Handlungsoptionen, die die Geschlechterdichotomie als (hierarchisches) System aufweichen, Zuschreibungen aufgrund der Geschlechtszugehörigkeit vermeiden, den Normierungen der Geschlechtsidentitäten entgegenwirken sowie die Entgrenzung geschlechtlicher Identitäten forcieren. Das System der Zweigeschlechtlichkeit als binäres Ordnungssystem wird als vermeintlich »natürliche Tatsache« dekonstruiert, was aber nicht heißt – und das wird oft mißverstanden (Werthmanns-Reppekus 2002) –, daß man von diesen Konstruktionen absehen oder sie gar auflösen könnte. Im Gegenteil: Gerade z.B. Judith Butler, als sicherlich prominenteste Vertreterin der dekonstruktivistischen Theorieschule, hält das System der Zweigeschlechtlichkeit für derart machtvoll, daß sie mögliche Veränderungen nur in Prozessen der gleichsam ironischen Reinszenierung von Geschlechtsidentitäten sieht, mit denen die scheinbar natürlichen Geschlechtsidentitäten als konstruierte sichtbar gemacht werden und infolge dessen die polare Anordnung dieses Systems zumindest porös wird (Butler 1991).

Infolge der Prämissen, die die konstruktivistischen wie dekonstruktivistischen Ansätze forcieren, wird politisch gesehen in Anschlag gebracht, daß wir nicht nur als Frauen (oder gegebenenfalls Männer) diskriminiert werden, sondern auch dadurch, daß wir *Frauen oder Männer* zu sein haben. Das heißt in diesem Zusammenhang, daß jenseits der Kritik an vorhandenen »empirischen« Benachteiligungsstrukturen in diesen Theorien auch die Prozesse der sozialen und kulturellen Konstruktionen von Geschlecht als politisch bedeutsame Vorgänge gelten und in den Blick kommen, ein Tatbestand, der gerade für pädagogische Handlungsfelder relevant ist. Im Kontext der konstruktivistischen und dekonstruktivistischen Ansätze der Geschlechterforschung wird der Zwang in Augenschein genommen, der durch das System der Zweigeschlechtlichkeit indiziert ist, das abgesichert wird durch die Einheit von Sex, Gender und Begehren (Butler 1991, 1995),⁹ und der darin seinen Ausdruck

findet, daß wir gezwungen werden, dieses oder jenes Geschlecht zu sein, sich diesen oder jenen Normierungen von Weiblichkeit und Männlichkeit unterwerfen zu müssen, weil der Raum kulturell erlaubter Geschlechtsidentitäten sehr begrenzt ist. Die geschlechtsbezogenen Konstruktionsprozesse, an deren unabgeschlossenem Ende gefestigte oder verfestigte Geschlechtsidentitäten und ein vermeintlich kohärentes weibliches oder männliches Ich zu stehen haben, werden im Kontext der konstruktivistischen wie dekonstruktivistischen Theorieansätze hinsichtlich ihres Gewaltpotentials in Augenschein genommen, d.h. es wird darauf verwiesen, daß die Identitätsprozesse, d.h. die Prozesse, Frauen und Männer zu werden, als auch die Prozesse, in deren Folge diese Zuordnung ständig reproduziert wird, einem Zwangscharakter unterliegen, weil sie entlang einer rigiden zweigeschlechtlichen Matrix ablaufen, die gleichsam als vorgegebenes Normierungsraster fungiert.

Sowohl die konstruktivistischen als auch die dekonstruktivistischen Ansätze wenden sich deshalb den Herstellungsprozessen der binären Geschlechtsidentitäten zu, ein Vorgang, der für pädagogische Praxisfelder von herausragender Bedeutung ist. Beide Konstruktionsansätze gehen davon aus, daß man nicht ein Geschlecht hat, sondern ein Geschlecht wird. Wir tun also nicht, was wir sind, sondern wir sind, was wir tun. Demzufolge kann man von einem weiblichen Körper nicht notwendig auf das soziale Geschlecht »Frau« schließen, und auch umgekehrt verweist eine »männliche« Darstellung nicht unbedingt auf einen männlichen Körper (Hark 1993, S. 105). Geschlecht ist unter dem Diktum der Zweigeschlechtlichkeit ein aktiver Aneignungs- und Darstellungsmodus, d.h. die geschlechtsbezogenen Aneignungs- und Darstellungsformen orientieren sich an einer scheinbar als natürlich deklarierten Struktur der Zweigeschlechtlichkeit, die die zentrale Matrix der modernen Gesellschaft bildet und die im Handeln der »Subjekte«, im Doing Gender, d.h. infolge der permanenten geschlechtlichen Zuordnung und Identitätsdarstellung der Individuen, kontinuierlich bestätigt wird, womit gleichzeitig der Effekt der Natürlichkeit erzeugt wird. In diesem Sinne wird nicht nur das Geschlecht »Frau« bzw. das Geschlecht »Mann« im Tun der Individuen fortlaufend wiederhergestellt, sondern auch die Struktur der binären Geschlechterklassifikation selbst. Mit anderen Worten: Das reale und symbolische System der Zweigeschlechtlichkeit wird im Handeln der Geschlechter und durch die Interaktionsarbeit des Doing Gender immer wieder erzeugt – auch in seiner hierarchischen Struktur (Meyer 2000a, S. 73).

⁹ Judith Butler definiert diese Einheit als heterosexuelle Matrix moderner westlicher Gesellschaften.

Insofern der Rekurs auf die Vorgänge des Doing Gender, d.h. der Rekurs auf die Herstellungsprozesse der Geschlechterdifferenz in der empirischen Realität wie im Blick auf die diskursiven Wissensanordnungen, der in den konstruktivistischen und dekonstruktivistischen Theorieansätzen die zentrale Rolle spielen, darauf verweist, daß wir gleichsam alle im selben Boot sitzen, daß es keinen Raum außerhalb des Diskurses der Zweigeschlechtlichkeit gibt, wird infolge dieser theoretischen Ansätze der Blick gewendet auf die Ebenen der *Wahrnehmung* und *Interaktion*.

Was die Ebene der Interaktion betrifft, so findet sich im Rahmen der Geschlechterforschung schon eine Reihe von Forschungsarbeiten – vornehmlich an Schulen durchgeführt und vermehrt im amerikanischen Raum¹⁰ –, die untersuchen, wie zwischen Mädchen und Jungen, Mädchen und Mädchen bzw. Jungen und Jungen, Lehrkräften und SchülerInnen Geschlecht als soziale Konstruktion in der Interaktion hergestellt wird. Diese Forschungsarbeiten zeigen auf, wie die Herstellungsprozesse ablaufen und eine scheinbare »Normalität« der Geschlechtsdifferenzierung erzeugt wird. (Eingebunden in bestehende kulturelle Repräsentationsdiskurse wie Körperdarstellungen, Kleidung, Gesten, Verhaltensweisen u.a.) Diese Forschungsansätze, die die Interaktionsprozesse in den Blick nehmen, untersuchen die Prozesse der Geschlechterunterscheidung, sie machen diese Prozesse *selbst* zum Gegenstand der Betrachtung (Kelle 1993, Breidenstein/Kelle 1998). Sie verweisen darauf, wie in diesen Interaktionen das Geschlecht »normiert« wird, die Geschlechtsidentitäten und damit auch das Geschlechterverhältnis kontinuierlich reproduziert werden, und damit auch das Prinzip der Differenzierung selbst kontinuierlich beglaubigt wird.

Die zweite bedeutende Ebene, die die konstruktivistischen wie dekonstruktivistischen Ansätze herausstellen, ist die Ebene der Wahrnehmung. Hinsichtlich der Bedeutung, die dem Vorgang der Wahrnehmung zukommt, wird danach gefragt, wie wir selbstverständlich infolge unserer Wahrnehmung die Geschlechterdifferenzen und Geschlechterstereotype fortwährend bestätigen und damit den Prozeß der Zuschreibung, dieses oder jenes Geschlecht zu sein, kontinuierlich aufrechterhalten und reifizieren. Daß Wahrnehmung Bedeutung erzeugt, unbewußt und auch ungewollt, ist ja gerade bezüglich der Zuordnung der Geschlechtsidentitäten eine heikle Tatsache, denn Wahrnehmung konstituiert – wie man weiß – Wirklichkeit. Bezogen auf die Ebene der Geschlechterdifferenzen verweist die benannte Problematik der Wahrnehmung auf die Schwierigkeiten, in unserem Alltagshandeln – und um so dringlicher in Formen pädagogischer Praxis – von einer

selbstverständlichen Polarisierung der Geschlechter abzusehen, den alltäglich eingeübten Automatismus der geschlechtlichen Zuordnung zu unterbrechen. Es werden mit diesen theoretischen Ansätzen also unsere alltäglichen Geschlechterglaubensvorstellungen hinterfragt. Dieser Vorgang ist für die Konstruktion der Wirklichkeit, und damit für die Konstruktion und Herstellung des Systems der Zweigeschlechtlichkeit von eminenter Bedeutung. Denn weil wir ein genaues (Alltags-)Wissen haben, was Mädchen und Frauen, was Jungen und Männer sind, sind wir bestimmt, jede uns entgegentretende Wirklichkeit in diesen Klassifikationen abzubilden und diese damit fortlaufend zu bestätigen. Es ist deshalb von zentraler Bedeutung, nach Wegen und Möglichkeiten zu suchen, unsere eigene Wahrnehmung als *Handlungsvorgang* zu überprüfen und Wege zu finden, diese zu durchkreuzen. Die neuen theoretischen Ansätze in der Geschlechterforschung präferieren deshalb Sichtlinien, die in der Wahrnehmung stattfindende, selbstverständliche Zuschreibung von binären Geschlechtsidentitäten zu unterbrechen, um die Geschlechter nicht weiter zu homogenisieren, sondern statt dessen den Blick auf die Vielfältigkeit der Handlungen und Darstellungsformen zu richten, die nicht so einfach einem »Geschlecht« zugehörig oder »geschlechtstypisch« erscheinen. Daraus folgt, daß sie ihrerseits gerade nicht auf die vermeintlich »natürlichen« Differenzen zwischen den Geschlechtern blicken – eine Sichtweise, in deren Folge die komplementäre Struktur der Zweigeschlechtlichkeit »dramatisiert« wird –, sondern die Dramatisierung dieses Systems der binären Zuordnung selber problematisieren. Die neueren Theorieansätze in der Geschlechterforschung wenden statt dessen den Blick auf die Ränder dieser Struktur, wo sich die Geschlechterklassifikationen und -identitäten nicht auflösen, aber verschieben. Diese Bewegungen an den Rändern der Struktur Zweigeschlechtlichkeit mögen marginal sein, sie kündigen aber Veränderungen an, die für unsere Sichtweise auf Mädchen und Jungen, Frauen und Männer wesentlich sein können.

Während die dargestellten Hintergründe und Prämissen der unterschiedlichen theoretischen Ansätze in der Frauen- und Geschlechterforschung und ihre Bezüge zu verschiedenen geschlechterpolitischen Strategien für die Implementierung von Gender Mainstreaming als administratives Steuerungsverfahren zunächst nicht von hoher Bedeutung zu sein scheinen, rücken sie an der Stelle in den Blick, wo es um die inhaltliche Bestimmung von »Gleichstellung« geht, d.h. um die Bestimmung dessen geht, was mit der alten oder neuen Gleichstellungspolitik erreicht und was vermieden werden soll. Auch erhält diese inhaltliche Seite der Strategie Gender Mainstreaming in unterschiedlichen politischen Handlungsfeldern ein durchaus unterschiedliches Gewicht. Sie kommt – so kann man behaupten – besonders in den gesellschaftlichen Bereichen in den Blick, in denen es um pädagogische Hand-

¹⁰ vgl. Faulstich-Wieland, Hannelore (1999)

lungsfelder geht, d.h. in der Schule¹¹ wie in den Aufgabenbereichen der Kinder- und Jugendhilfe. In den pädagogischen Aufgabenbereichen von Schule und Jugendhilfe geht die Strategie Gender Mainstreaming entschieden über mögliche Steuerungsverfahren auf den administrativen und organisationsrelevanten Ebenen hinaus. Gerade im Blick auf ein gesellschaftliches Handlungsfeld, das genuin mit Fragen der Identität und der Identitätskonstruktionen konfrontiert ist, verlangt die Implementierung und Umsetzung des Gender-Mainstreaming-Ansatzes eine inhaltliche Spezifizierung und damit auch die Berücksichtigung der theoretischen Hintergründe und Prämissen, d.h. eine inhaltliche Spezifizierung kommt nicht ohne die Bezugnahme auf die Diskurse in der Frauen- und Geschlechterforschung aus, die in diese neue politische Strategie eingeflossen sind. Aufgrund der pädagogisch situierten Aufgabenbereiche muß die Bezugnahme dieser Strategie auch deshalb inhaltlich spezifiziert werden, da in den Aufgabenbereichen der Kinder- und Jugendhilfe die Auseinandersetzungen mit der Geschlechterthematik und dem Geschlechterverhältnis selbst dann ein originärer Bestandteil der (pädagogischen) Praxis ist, wenn diese Bezugnahme offensichtlich nicht geleistet oder gar negiert wird. Formen eines Undoing Gender, d.h. ein Absehen von der Geschlechtszugehörigkeit ist in *pädagogischen* Handlungsfeldern allein deshalb schon nicht möglich, weil im Verlauf der Interaktion zwischen MitarbeiterInnen und AdressatInnen die geschlechtliche Zuordnung kontinuierlich produziert und reproduziert wird.

Auch gilt zu bedenken, daß gerade im Feld der Jugendhilfe geschlechtsbezogene Arbeitsansätze eine inzwischen längere Tradition aufweisen und Prozesse, die infolge des Gender-Mainstreaming-Ansatzes eingeleitet werden, weitere und neue Handlungsoptionen eröffnen, die an die vorhandenen Ansätze geschlechtsbezogener Arbeit anschließen können. Gerade in der Kinder- und Jugendhilfe sollte es möglich sein, die Strategie Gender Mainstreaming umzusetzen und ihrer skizzierten

Komplexität auf allen relevanten Ebenen gerecht zu werden. Nach den Worten von Albert Scherr ist die Kinder- und Jugendhilfe »in Folge der seit langem geführten Debatten um die theoretischen und konzeptionellen Grundlagen geschlechtsbezogener Mädchen- und Jungenarbeit sowie aufgrund der Verankerung des Prinzips der Geschlechterdifferenzierung im Kinder- und Jugendhilfegesetz auf die Auseinandersetzung mit den Anforderungen und Möglichkeiten des Gender Mainstreaming besser vorbereitet, als zahlreiche andere gesellschaftliche Teilbereiche es sind. Denn es liegen Erfahrungen, konzeptionelle Entwürfe und theoretische Analysen vor, an die angeknüpft werden kann« (Scherr 2001a, S. 23).

Damit diese Strategie in den Handlungsfeldern der Kinder- und Jugendhilfe wirksam werden kann, die zwar als politisch und rechtlich geregelte Bereiche gelten, aber im Kern den Eigengesetzlichkeiten der pädagogischen Praxis unterliegen und sich damit einer *direkten* politischen Steuerung weitgehend entziehen, erscheint es zunächst notwendig, Gender Mainstreaming hinsichtlich ihrer unterschiedlichen Ebenen zu klassifizieren, auf denen dieser Ansatz wirksam werden soll. Darüber hinaus ist zu beachten, daß der Gender-Mainstreaming-Ansatz zwar eine Strategie ist, die gleichsam übergeordnet in der gesamten Kinder- und Jugendhilfe wirksam werden soll. Ihre Implementierung scheint aber nur dann erfolgversprechend zu sein, wenn sie inhaltlich bezogen auf die unterschiedlichen Handlungsfelder je nach deren Ausrichtung und Aufgabenstellungen spezifiziert wird, wenn der Prozeß der Implementierung in Auseinandersetzung mit den Trägern und Institutionen der Kinder- und Jugendhilfe und deren MitarbeiterInnen stattfindet und wenn die jeweiligen unterschiedlichen lokalen wie institutionellen Settings berücksichtigt werden (Scherr 2001b, S. 81).

¹¹ Joachim Schröder hat diesbezüglich in einer kleinen »Fallstudie« die Geschlechterbildung im öffentlichen Schulwesen der Freien und Hansestadt Hamburg dahingehend untersucht, wie in der Schule das Thema Sexualität behandelt wird. Nicht nur daß diese Thematik weiterhin dem Fach Biologie zugeordnet wird, ist dabei interessant, sondern der Ablauf, d.h. *wie* diese Thematik in sieben Schwerpunkten abgearbeitet werden soll, nämlich in der Reihenfolge: Sexualverhalten im Jugendalter – Verantwortliches Verhalten in der Partnerschaft – Schwangerschaft – Homosexualität – Auswüchse der vermarkteten Sexualität – Geschlechtskrankheiten – Sexualität und Strafrecht. Die hier vorgenommene curriculare Auslegung ist sehr aufschlußreich: »Nachdem die ersten drei Themen die »normale«, (hetero-)sexuelle reproduktionsorientierte Partnerschaft sowie deren mögliche Folgen beinhalten, wird dann Homosexualität als sexuelle Praxis (und noch nicht als Lebensform) thematisiert, pikanterweise vor den »Auswüchsen«, den Geschlechtskrankheiten und dem Sexualstrafrecht« (Schröder 1999, S. 153).

II. Gender Mainstreaming in der Kinder- und Jugendhilfe

Mit Gender Mainstreaming wird erstmals auch für die Kinder- und Jugendhilfe das Ziel ›Chancengleichheit zwischen den Geschlechtern‹ als ein allgemeines Förderkonzept beschrieben. Vor dem Hintergrund des Tatbestandes, daß geschlechtsbezogene Arbeitsansätze in den Handlungsfeldern der Kinder- und Jugendhilfe inzwischen eine gewisse Tradition haben, soll deshalb in einem ersten Schritt, ein Blick auf die Geschichte geschlechtsbezogener Arbeit in der Kinder- und Jugendhilfe geworfen werden, um die Implementierung der Strategie Gender Mainstreaming in diese Tradition einordnen zu können.

In einem zweiten Schritt ist es notwendig, diese Strategie hinsichtlich der unterschiedlichen Ebenen zu präzisieren, die in der Kinder- und Jugendhilfe relevant sind. Hier kommen zunächst drei konkrete Ebenen ins Spiel: Die Ebene der Organisationen (der Verwaltung, der Träger, der Verbände, aber auch einzelne Einrichtungen und Projekte der entsprechenden Organisationen), die Ebene der MitarbeiterInnen, also das Personal der Organisationen und Einrichtungen auf unterschiedlichen Hierarchiestufen, und die Ebene der konkreten Projekte und Maßnahmen und mithin die konkreten AdressatInnen. Die Berücksichtigung geschlechtsbezogener Dimensionen und die Durchsetzung von Chancengleichheit muß auf allen dieser drei Ebenen realisiert werden. Für die Implementierungsprozesse von Gender Mainstreaming in der Kinder- und Jugendhilfe gilt: *Gender Mainstreaming ist ein integriertes gleichstellungsrelevantes Konzept*. Nur wenn diese neue geschlechterpolitische Strategie auf allen der drei benannten Ebenen verfolgt wird, kann sie erfolgreich umgesetzt und nachhaltig implementiert werden.

Anschließend an die Präzisierung der Strategie Gender Mainstreaming in bezug auf die verschiedenen Ebenen der Kinder- und Jugendhilfe soll in einem dritten Schritt diese Strategie für die unterschiedlichen Handlungsfelder der Jugendhilfe ausgeleuchtet werden. Während mit der vorgenommenen Präzisierung der Anforderungen von Gender Mainstreaming im Blick auf die drei in der Kinder- und Jugendhilfe

relevanten Ebenen allgemeine Herausforderungen beschrieben werden, die für die unterschiedlichen Organisationen, Träger und Einrichtungen in ihren verschiedenen Handlungsfeldern maßgebend sind und die nicht unbedingt gebunden sind an deren jeweilige inhaltliche Ausrichtung und unterschiedliche Profile, muß sich die inhaltliche Spezifizierung dieser Strategie für die Handlungsfelder der Kinder- und Jugendhilfe an den spezifischen Inhalten und Aufgaben dieser Handlungsfelder orientieren. Da die jeweiligen Aufgabenstellungen und strukturellen Grundlegungen der unterschiedlichen Handlungsfelder sowie ihre gesetzlichen und institutionellen Zuständigkeiten im bedeutenden Maße variieren, verlangt die Implementierung von Gender Mainstreaming eine genauere inhaltliche Präzisierung in bezug auf die unterschiedlichen Handlungsfelder. Das heißt auch, im Blick auf die unterschiedlichen Handlungsfelder der Kinder- und Jugendhilfe kann die Implementierung und die jeweilige Ausgestaltung der Strategie Gender Mainstreaming inhaltlich durchaus variieren.

II.1 Etappen geschlechtsbezogener Jugendarbeit

Die Frage der Gleichstellung zwischen den Geschlechtern ist in der Jugendhilfe und Jugendarbeit eine Thematik, die in diesen gesellschaftlichen Feldern bereits eine längere Tradition vorweist und die bereits wesentlichen Veränderungsprozessen unterworfen war, an die die Strategie Gender Mainstreaming anschließt. In einem leicht abgewandelten Etappenmodell von Barbara Friebertshäuser beschreibt Marianne Horstkemper pointiert und in einer typisierenden Darstellung sechs verschiedene Stufen geschlechtsbezogener Jugendarbeit (Horstkemper 2001, S. 45). Damit zeigt sie auf, in welche politischen wie theoretischen Kontexte die geschlechtsbezogenen, pädagogischen Arbeitsansätze eingebunden sind, in welche Tradition die Implementierung von Gender Mainstreaming eingreift und in welcher Form diese Strategie an bestimmte Veränderungsprozesse gebunden ist, in deren Folge sich die Sichtweise auf die Geschlechter und das Geschlechterverhältnis während der verschiedenen Etappen geschlechtsbezogener Jugendhilfe und Jugendarbeit verschoben hat (vgl. Etappenmodell nachfolgende Seite).

Die erste Etappe, die fast das ganze halbe Jahrhundert bis Ende der 50er Jahre umschließt und die durchaus unterschiedliche politische Strömungen umfaßt, war im wesentlichen geprägt vom Prinzip der Geschlechtertrennung. Die Begründungen für dieses Prinzip waren höchst unterschiedlich und abhängig von der jeweiligen politischen Ausrichtung. Während etwa die Protagonistinnen der ersten Frauenbewegung hierin die Möglichkeiten sahen, daß Konzept der »geistigen

Etappenmodell geschlechtsbezogener Jugendarbeit (Horstkemper 2001, S.45)

Zeitraum	Etappe	Politik	Theorie	Praxis
um 1900 bis 50er Jahre	1. Geschlechtertrennung	Erste deutsche Frauenbewegung, Nationalsozialismus und Nachkriegszeit	»Geistige Mütterlichkeit« Mädchen und Frauen als das »andere Geschlecht«	Geschlechtertrennung, spezifische Angebote für Mädchen und Frauen
60er Jahre	2. Koedukation	Bildungsreform	Postulat der Chancengleichheit	Jugendarbeit für Jungen (Mädchen machen mit)
70er Jahre	3. Feministische Mädchenarbeit	neue Frauenbewegung	Geschlechtsspezifische Sozialisation Benachteiligungsperspektive Defizitansatz	Kritik am koedukativen Ansatz Spezifische Mädchenarbeit nach dem Konzept der Parteilichkeit
80er Jahre	4. Ausdifferenzierung der Konzepte	Sechster Jugendbericht der Bundesregierung mit dem Schwerpunkt »Mädchen« Gleichstellungspolitik	Kritik am »Defizitansatz« Konzept des »weiblichen Lebenszusammenhangs« Opfer-Täter-Debatte	Ausweitung feministischer Mädchenarbeit Mädchenförderung (z. B. Ausbildung in Männerberufen, Naturwissenschaft und Technik, Computer)
90er Jahre	5. Von der Frauen- zur Geschlechterforschung	Neue »Streitkultur« unter Frauen Postmoderne Männerbewegung	Von der Gleichheit zum Differenzansatz, zur »egalitären Differenz« Männliche Sozialisation	Etablierung von Mädchenarbeit in unterschiedlichen Feldern der Jugendhilfe, Professionalisierung des Personals antisexistische Jugendarbeit geschlechtsbezogene Pädagogik (reflexive Koedukation)
Beginn des 21. Jahrhunderts	6. Dekonstruktion des kulturellen Systems der Zweigeschlechtlichkeit	Gender Mainstreaming	Kritik der Konstruktion und der Reifizierung von Zweigeschlechtlichkeit	Einbindung geschlechterbewußter Pädagogik in sämtliche institutionelle Planungs-, Entwicklungs- und Evaluationsprozesse Absicherung der notwendigen Ressourcen Etablierung von Verfahren der Qualitätsentwicklung und Qualitätssicherung

Mütterlichkeit« zur Entfaltung zu bringen und die besonderen Fähigkeiten von Frauen wirksam werden zu lassen, war die Geschlechtertrennung im Nationalsozialismus dagegen der polaren Zuweisung geschlechtsbezogener Funktionen geschuldet, d.h. Frauen wurden ausschließlich auf die Mutterrolle und reproduktive Funktionen festgelegt. Im Rahmen der Jugendarbeit und Jugendverbandsarbeit waren geschlechtshomogene Jugendgruppen die Regel – mit Ausnahme der linken Kinder- und Jugendorganisationen in der Weimarer Zeit –, auch um einem angenommenen drohenden »Verfall der Sitten« entgegenzuwirken, der besonders in kirchlichen Verbänden beschworen wurde (Horstkemper 2001, S.45).

In den 60er Jahren wurde mit der Durchsetzung der Bildungsreform die Koedukation der Regelfall. Damit begann die zweite Etappe geschlechtsbezogener Jugendarbeit. Mit der Einführung der Koedukation sollte vor allem das Ziel erreicht werden, Mädchen bessere Bildungschancen zu eröffnen und auf diesem Wege Chancengleichheit zwischen den Geschlechtern zu gewährleisten. Dieses Paradigma war nicht nur in der Schule wirksam, sondern auch in der außerschulischen Jugendarbeit (vielleicht mit Ausnahme mancher kirchlicher Verbände). Gemeinsame Gruppenarbeit mit Mädchen und Jungen wurde fortan zum Maßstab guter Pädagogik erhoben, eine Konzeption, die gleichfalls auch dem Ziel geschuldet war, die Reduktion der Mädchen und Frauen auf das besonders vom Nationalsozialismus definierte und in den 50er Jahren oft stillschweigend weiter geltende Frauenbild zu überwinden. Die Beibehaltung geschlechtshomogener Gruppenangebote in der Schule und Jugendarbeit galt dementsprechend als »unmodern«, als Verweigerung, die Bildungsreform anzunehmen (ebenda, S. 46).

Im Zuge der dritten Etappe in den 70er Jahren wurde das Prinzip der Koedukation, das in den 60er Jahren als Fortschritt galt und über das ursächlich Chancengleichheit zwischen Mädchen und Jungen hergestellt werden sollte, im Zuge der Etablierung der zweiten deutschen Frauenbewegung, wie auch der anderen sozialen Bewegungen einer scharfen Kritik unterzogen. »Jugendarbeit ist Jungenarbeit«, galt in der Kinder- und Jugendhilfe in den 70er Jahren als die bestimmende Erkenntnis der Analyse der Koedukation. Die Kritik an dem Konzept der Koedukation in der Jugendarbeit beruhte auf der »Ungleichbehandlung von männlichen und weiblichen Jugendlichen, der Benachteiligung von Mädchen aufgrund von Nicht- oder Weniger-Beachtung« (Klees/Marburger/Schumacher 1989, S. 14). Auf dieser Grundlage und im Anschluß an die allgemeinen feministischen Prämissen der Frauenbewegung wurde auf der Ebene sozialpädagogischen Handelns die Geschlechtertrennung im Sinne einer Etablierung von *Mädchenarbeit* zum leitenden Prinzip geschlechtsbezogener Jugendarbeit, weil die Koedukation – wie konstatiert wurde –

Mädchen »zu einseitigen Anpassungsleistungen an männliche Maßstäbe der herrschenden Kultur« (Heimvolkshochschule Frille 1989, S. 10) zwingt. Im Anschluß an die von der Frauenbewegung initiierte Gründung von Frauen- und Selbsterfahrungsgruppen, mit denen autonome Räume eingeklagt wurden, um »eine (von männlichen Übergriffen) ungestörte Selbstfindung« (Horstkemper 2001, S. 47) einzuleiten, wurde auch in der Jugendarbeit die Etablierung von Entwicklungs-, Frei- und Schutzräumen gefordert, die ausschließlich Mädchen vorzubehalten sind. Das Konzept der »Parteilichen Mädchenarbeit«, eine Begrifflichkeit, die der sich ebenfalls etablierenden Frauenforschung entliehen wurde, wurde für engagierte Mitarbeiterinnen in der Jugend- und Mädchenarbeit handlungsleitend. Dieses Konzept ging von übergreifenden Diskriminierungen und Benachteiligungen aus, die Mitarbeiterinnen und Adressatinnen als *Frauen* in einer patriarchalen Gesellschaft betreffen. Daß Frauen jenseits aller »internen« Differenzen qua Geschlecht in einer patriarchalen Gesellschaft diskriminiert und benachteiligt werden, bildete den Ansatzpunkt eines »parteilichen Engagements«, mit dem sich die Mitarbeiterinnen der Mädchenarbeit ihrem weiblichen Klientel zuwandten und bestimmte die Sichtweise der Mitarbeiterinnen auf die Adressatinnen ihrer Arbeit.

Die 80er Jahre und damit die vierte von Horstkemper vorgestellte Etappe geschlechtsbezogener Jugendarbeit war geprägt von einer in den 70er Jahren entwickelten Ausdifferenzierung und Erweiterung der Konzepte Parteilicher Mädchenarbeit. Gleichzeitig hat sich Mädchenarbeit, nachdem sie anfänglich primär auf den Bereich der Offenen Arbeit bezogen schien, in verschiedene Handlungsfelder ausdifferenziert. Wesentlich für diese Vorgänge war die Herausgabe des 6. Jugendberichts zur »Verbesserung der Chancengleichheit von Mädchen in der BRD« von 1984, mit dem Diskriminierungen von Mädchen auch in den Kontexten der Kinder- und Jugendhilfe beschrieben wurden. Infolge dieses Jugendberichts verschoben sich auch die methodischen Ansatzpunkte in der Mädchenarbeit. Gründeten erste Ansatzpunkte, wie sie in den 70er Jahren entwickelt wurden, noch auf einer vermeintlichen Defizitfeststellung, d.h. die Realität der Jungen wurde zum Maßstab dessen erhoben, was Mädchen fehlt, und es wurden demzufolge in der praktischen Arbeit vor allen kompensatorische Angebote gemacht, so wurde in einem nächsten Schritt diese Defizitperspektive hinsichtlich einer Differenzperspektive verändert. Mit diesem Perspektivwechsel wurde eine Umwertung der Leistungen der Mädchen vorgenommen und die weibliche Lebensrealität als gleichberechtigter Bezugsrahmen etabliert. »An den Stärken der Mädchen ansetzen«, wurde zum handlungsleitenden Prinzip der Parteilichen Mädchenarbeit. Gleichzeitig wurde in diesem Zeitraum erstmals auch der »Opferstatus« der Mädchen und Frauen kritisch hinterfragt, und es wurde ihr Beitrag zur Aufrechterhaltung der gesellschaftlichen Ordnung analysiert

(ebenda, S.49). Die 80er Jahre waren gekennzeichnet von der Entwicklung und Etablierung der Mädchenarbeit in autonomen Mädchenprojekten, Mädchenhäusern, Mädchenberatungsstellen etc. und der Einrichtung von Mädchenräumen in koedukativen Freizeiteinrichtungen und damit auch der Pluralisierung der Mädchenarbeit bei den unterschiedlichen Trägern und Verbänden in und außerhalb der Kinder- und Jugendhilfe.

Die fünfte Etappe geschlechtsbezogener Jugendarbeit in den 90er Jahren wurde vor allem bestimmt durch die Entwicklung einer komplementären (antisexistischen) Jungenarbeit. Mit ihrer Etablierung wurde der Versuch unternommen, auch Jungen und Männer als geschlechtliche Wesen in Konzepten einer emanzipatorischen Pädagogik zu berücksichtigen. Gleichzeitig waren vor allem die späteren 90er Jahre geprägt von der Entwicklung einer neuen Streitkultur um die Ausrichtung und die Prämissen der Mädchenarbeit, zu der der Artikel ›Mädchenarbeit – Plädoyer für einen Paradigmenwechsel¹ die »erste Steilvorlage lieferte« (Werthmanns- Reppekus 2001, S. 12), auch wenn der Diskurs über Themen und Ansätze der Mädchenarbeit schon zuvor erste Differenzen innerhalb der Fachfrauen erkennen ließ. Die aufkommende Debatte innerhalb der Protagonistinnen der Mädchenarbeit entzündete sich im wesentlichen an der Angemessenheit differenztheoretischer Perspektiven, und damit an der Frage, ob mit dem Einklagen einer grundsätzlichen Differenz zwischen den Geschlechtern nicht die polare Dichotomie gerade festgeschrieben wird und geschlechtsbezogene Normierungen verstärkt werden, eine Fragestellung, die bereits in der Frauen- und Geschlechterforschung kontrovers diskutiert wurde. Neben der Parteilichen Mädchenarbeit, die sich weiter den feministischen Sichtweisen und Diskursen der 70er und 80er Jahre verpflichtet fühlte, etablierten sich Ende der 90er Jahre andere Diskurse und Konzepte der Mädchenarbeit, die den alleinigen Zugang über die Kategorie Geschlecht in Frage stellten (Rose 2000, S. 248). Im Zuge dieser konzeptionellen Erweiterung wurden Ansätze präferiert, die nicht auf ein dichotomisierendes Genderparadigma setzen, sondern die Vielfalt verschiedener Lebensentwürfen im Auge haben, die sich nicht primär an dem Geschlecht festmachen lassen – ohne allerdings die strukturelle Benachteiligung von Mädchen und Frauen aus den Augen zu verlieren. Während dieser Etappe wurde auch erstmals seit der Entwicklung der Mädchenarbeit in den 70er Jahren ein Generationskonflikt zwischen den »alten« feministisch geschulten Mädchenpädagoginnen und den Mädchen und jungen Frauen als Adressatinnen der Mädchenarbeit

sichtbar, der sich darin entzündete, wie Mechthild Oechsle konstatiert, daß der gängige feministische Diskurs für viele Mädchen und junge Frauen heute nicht mehr attraktiv erscheint (Oechsle 2000, S. 52).

Die sechste Etappe geschlechtsbezogener Jugendarbeit, in deren Prozesse wir zur Zeit involviert sind und der Marianne Horstkemper die Strategie Gender Mainstreaming zuordnet, wird im wesentlichen geprägt von der Frage nach der Dekonstruktion der Zweigeschlechtlichkeit. Wie hinsichtlich der thematisierten Fragestellung nach der Bedeutung der Kategorie Gender in den Diskursen der Frauen- und Geschlechterforschung bereits ausgeführt, wurde in diesen Diskursen ein Wechsel des (theoretischen) Paradigmas vollzogen, der existentiell ist und den Blick auf geschlechtsbezogene Ansätze in der Jugendarbeit grundlegend erweitert. War man in den 90er Jahren – auch im Kontext pädagogischer Handlungsfelder – an der Enthierarchisierung der Geschlechterdifferenz orientiert, ohne damit eine qualitative Veränderung des Geschlechterverhältnisses zu erreichen, kommen im Zuge des benannten Paradigmenwechsels nun die Mechanismen in den Blick, durch die die Geschlechterdifferenz und das polare System der Zweigeschlechtlichkeit hergestellt werden. Mit Blick auf die konzeptionelle Fortschreibung pädagogischer Ansätze kommt damit eine neue Leitlinie ins Spiel als Anspruch, »die Konstruktionsprozesse der Subjekte sensibel wahrzunehmen und sich selbst in den Interaktionsprozessen ›normative Zurückhaltung‹ aufzuerlegen« (Horstkemper 2001, S. 52). Ansätze geschlechtsbezogener Jugendarbeit werden also im Sinne einer selbstreflexiven Auseinandersetzung immanent erweitert, insofern die Aufgabe der Reflexion in den Mittelpunkt der Arbeit gestellt wird, um zu verhindern, daß Pädagoginnen und Pädagogen unkritisch polare Geschlechterdifferenzen fortschreiben und eigene normative Orientierung und Sichtweisen auf die Geschlechter ihren AdressatInnen »überstülpen«.

Daß Marianne Horstkemper diesem theoretischen und praxisbezogenen Paradigmenwechsel die Strategie Gender Mainstreaming zuordnet, liegt vor allem darin begründet, daß zwar im Zuge dieser Strategie Gender eine omnirelevanten Kategorie darstellt, gleichzeitig aber die Geschlechterdifferenz entdramatisiert wird und die Frage nach den Geschlechterverhältnissen nicht weiter als Frauenfrage etikettiert werden kann, die Männer nicht weiter berührt. Weil Gender Mainstreaming auf die Lebensrealitäten beider Geschlechter abhebt, die regelhaft analysiert werden, trägt sie zu der Entdramatisierung der Geschlechterdifferenzen bei und fördert Prozesse der Entnormierung. Dies ist ein konzeptioneller Ansatz, der auf der Ebene geschlechtsbezogener Jugendarbeit neue Strategien verfolgt, die die bestehenden Ansätze bedeutend erweitern. Damit wird mit Gender Mainstreaming auf dieser Ebene eine weitere Etappe in der geschlechtsbezogenen Jugendarbeit eingeleitet.

¹ 1998 herausgegeben in der Festschrift der Arbeitsgemeinschaft der Jugendhilfe: Einheit der Jugendhilfe – 50 Jahre Arbeitsgemeinschaft für Jugendhilfe

II.2 Gender Mainstreaming – eine Strategie zur (geschlechtsbezogenen) Qualifizierung der Kinder- und Jugendhilfe

Die Auseinandersetzung um die Strategie Gender Mainstreaming hat in der Kinder- und Jugendhilfe erst begonnen. Die Träger, Verbände, Institutionen und Einrichtungen in den unterschiedlichen Handlungsfeldern der Kinder- und Jugendhilfe stehen am Anfang eines Implementierungsprozesses. Deshalb müssen zunächst gleichsam programmatisch die Anforderungen beschrieben werden, die an die Kinder- und Jugendhilfe gestellt werden und die Albert Scherr als »Lernprovokation« bezeichnet hat (Scherr 2001b, S. 81). Dabei darf nicht vernachlässigt werden, daß die Implementierung von Gender Mainstreaming zur Herstellung der Chancengleichheit zwischen den Geschlechtern die Jugendpolitik insgesamt als Querschnitts- bzw. Ressortpolitik betrifft, weil davon ausgegangen werden muß, daß nicht nur die Jugendpolitik und die Jugendhilfe die Bereiche sind, in denen politische Entscheidungen getroffen werden, die die Jugendlichen als Zielgruppe politischen Handelns tangieren, sondern dies in bedeutendem Maße in anderen Teilpolitiken, wie z.B. der Arbeitsmarktpolitik, der Bildungspolitik etc. geschieht. Von daher ist es notwendig, alle Politikbereiche verbindlich mit einzubeziehen, soll mit der Strategie Gender Mainstreaming eine Förderung gleichstellungsrelevanter Ziele in der Jugendpolitik forciert werden (Liebe 2001, S. 106).

Gleichzeitig ist für die Umsetzung von Gender Mainstreaming in den Feldern der Kinder- und Jugendhilfe relevant, daß diese neue Strategie nicht gleichbedeutend ist mit einer flächendeckenden Implementierung von Mädchenarbeit und Jungenarbeit in der gesamten Kinder- und Jugendhilfe. Gender Mainstreaming bedeutet auch bezogen auf die Aufgabenbereiche der Kinder- und Jugendhilfe die Aufgabe der systematischen Einführung und Berücksichtigung der Kategorie Geschlecht auf allen relevanten politischen, organisatorischen wie pädagogischen Handlungsebenen im Sinne eines integrierten Verfahrens. *Konkrete Arbeitsformen und Maßnahmen, inklusive geschlechtshomogene oder geschlechtsheterogene Settings, sind mit dieser Strategie von vornherein weder ein- noch ausgeschlossen.*

Diese Ausrichtung wird auch in den neuen Richtlinien des Kinder- und Jugendplans des Bundes dokumentiert. Unter die allgemeinen Grundsätze und damit als allgemeine Aufgaben, die mit dem Kinder- und Jugendplan zu realisieren sind, faßt der Gesetzgeber auch die Umsetzung des Gender-Mainstreaming-Prinzips. Unter I. 1., Absatz 2 heißt es, der Kinder und Jugendplan solle darauf hinwirken, »dass bei der Verwirklichung der Ziele und Aufgaben die Gleichstellung von Mäd-

chen und Jungen als *durchgängiges* (Hervorh. D.M./G.v.G.) Leitprinzip gefördert wird (Gender Mainstreaming)«. Weiter wird bei den Aufgaben von besonderer Bedeutung unter I. 2., Absatz 2 formuliert, »die Berücksichtigung der spezifischen Belange von Mädchen und Jungen und jungen Frauen und jungen Männern zur Verbesserung ihrer Lebenslagen sowie der Abbau geschlechtsspezifischer Benachteiligungen muss bei allen Maßnahmen besonders beachtet werden. Es muß darauf hingewirkt werden, dass Frauen bei der Besetzung und Förderung hauptamtlicher Fachkraftstellen angemessen vertreten sind«. Die Aufgabe der Realisation von Chancengleichheit, gleichstellungsrelevante Ziele werden in den neuen Richtlinien zum Kinder- und Jugendplan also als durchgängige Anforderungen formuliert, die an alle Handlungsfelder und Aufgabenbereiche der Kinder- und Jugendhilfe gestellt werden. Die Gleichstellung von Mädchen und Jungen, jungen Frauen und jungen Männern wird damit nicht an das konkrete Handlungsfeld der Mädchen- und Jungenarbeit gebunden. Auch wenn bezogen auf dieses Handlungsfeld konkrete gleichstellungspolitische Ziele benannt werden, anlässlich deren symmetrischer Anordnung² Widerspruch eingelegt wurde, weil damit – so der Vorwurf – die Benachteiligung der Mädchen und jungen Frauen in einer nach wie vor männlich dominierten Gesellschaft verschleiert wird (Struck 2001, S. 7), so ist zu beachten, daß Mädchen- und Jungenarbeit in den neuen Richtlinien als eigenständiger Ansatz aufgeführt wird. Damit wird Mädchenarbeit wie Jungenarbeit als eigenständiges Handlungsfeld etabliert, ohne daß die Forcierung und Umsetzung gleichstellungsrelevanter Ziele an diese Handlungsfelder delegiert werden kann, in denen in der Regel ausschließlich mit geschlechtshomogenen Settings gearbeitet wird. Im Gegenteil: Mit der Einordnung von Gender Mainstreaming unter die allgemeinen Grundsätze und die Aufgaben von besonderer Bedeutung werden gleichstellungsrelevante Zielformulierungen für alle Handlungsfelder und Aufgabenbereiche der Kinder- und Jugendhilfe in Auftrag gegeben, und damit die Anforderung der Realisation von Chancengleichheit zwischen den Geschlechtern auch an sämtliche koedukativ ausgerichtete Programme, Angebote und Maßnahmen der Kinder- und Jugendhilfe herangetragen. Gender Mainstreaming ist Querschnittspolitik.

² Aufgrund dieser symmetrischen Anordnung gibt es auf Seiten der Fachfrauen in der Mädchenarbeit berechtigten Anlaß zur Sorge, daß infolgedessen die Programmmittel für Mädchenarbeit halbiert werden, daß Mädchenprogramme – wie es plakativ heißt – »gegendert« werden, weil vorhandene Mittel jetzt auch in Jungenprojekte fließen. Die Ängste, daß es aufgrund der Aufnahme von Jungenarbeit in das Mädchenprogramm realiter zu einem Abbau von mädchenbezogenen Ressourcen kommt, ist zwar durchaus begründet, hat aber mit der Implementierung von Gender Mainstreaming nicht wirklich etwas zu tun.

Hinsichtlich von Fragestellungen nach der Umsetzung von Gender Mainstreaming in der Kinder- und Jugendhilfe werden in der Regel drei Ebenen diskutiert, auf denen diese Strategie wirksam werden soll:

1. Die Ebene der Organisation – eine Strategie der Organisationsentwicklung
2. Die Ebene der MitarbeiterInnen – eine Strategie der Personalentwicklung
3. Die Ebene der Projekte und Maßnahmen – eine Strategie der praxisrelevanten Qualitätssicherung (Flösser 2002, S. 1).

Die Ebene der Organisation

Gender Mainstreaming als Strategie der Organisationsentwicklung bringt unter dem Aspekt der Gleichstellung in der Kinder- und Jugendhilfe eine neue Dimension ins Spiel, denn nimmt man alle drei Ebenen in den Blick, so ist auffällig, daß bisher die institutionelle Ebene, das Profil und die Struktur der in der Kinder- und Jugendhilfe tätigen Organisationen, Träger, Verbände und Einrichtungen nur nachrangig beachtet wird. Die gesellschaftliche Aufgabe der Herstellung von Chancengleichheit zwischen den Geschlechtern wird fast ausschließlich der konkreten (sozialpädagogischen) Praxis, d.h. in der Regel dem Handlungsfeld der Mädchen- und Jungenarbeit übertragen. Gaby Flösser macht in diesem Zusammenhang auf den ihres Erachtens kritischen Tatbestand aufmerksam, daß sich die Kinder- und Jugendhilfe unter dem Aspekt gleichstellungsrelevanter Ziele vorrangig mit ihren Adressatinnen und Adressaten beschäftigt, während die Beschäftigten, also die Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen und auch die Organisationen, in denen diese tätig sind, weitgehend vernachlässigt werden (ebenda, S. 4). Dieser Mangel ist auch deshalb bedeutsam, weil infolgedessen nicht beachtet wird, daß der institutionelle Faktor, die symbolische Wirkung der Organisationsstrukturen und Organisationskultur nach außen wie nach innen, eine enorme Wirkkraft erzeugt und dieser gleichfalls auch auf Formen, Angebote und Maßnahmen pädagogischer Praxis zurückwirkt (Winter 2001, S. 142). Aufgrund der mangelnden Berücksichtigung dieser institutionellen Faktoren betont Franz Josef Krafeld ausdrücklich die Bedeutung von Gender Mainstreaming, weil die Implementierung dieser Strategie die Chance in sich birgt, »lebensweltliche Orientierung endlich aus der (sozial-)pädagogischen Nische kompensatorischer *pädagogischer* Interventionen herauszuholen« (Krafeld 2002, S. 13).

Bezogen auf die Ebene der Organisation ist auffällig, daß selbst dort, wo Strategien der Organisationsentwicklung in der Kinder- und Jugendhilfe eingeleitet wurden,

die Kategorie Gender keine relevante Rolle spielt und in der Regel allein mit der Einstellung einer Gleichstellungsbeauftragten abgegolten wurde, deren Aufgabenstellung häufig nur legitimatorische Funktion hat und auf die Skandalisierung und Beseitigung offener Diskriminierungsvorgänge bezogen bleibt. Eine Praxis des »Gender Prozessing«, also eine Analyse der eigenen Organisation, ein Nachdenken der Organisation über sich selbst unter der Maßgabe der Chancengleichheit zwischen den Geschlechtern, wurde mit der Anstellung von Gleichstellungsbeauftragten in den jeweiligen Organisationen nicht erreicht. Dementsprechend ist auch die Aufgabe einer aktiven Gestaltung der Geschlechterverhältnisse kaum in den Leitbildern der Organisationen, der Unternehmenspolitik, soweit man die Institutionen der Kinder- und Jugendhilfe darunter fassen kann, den Führungsgrundsätzen oder anderen öffentlichkeitswirksamen Verlautbarungen zu finden (Flösser 2002, S. 5).

Gender Mainstreaming ist also auch ein Versuch bzw. die Herausforderung, die Beachtung des Geschlechterverhältnisses in die Prozesse einer Organisation systematisch zu integrieren. Im Hinblick auf eine »geschlechterbewußte Organisationsentwicklung« werden Organisationen aufgefordert, unter dem Blickwinkel der Chancengerechtigkeit zwischen den Geschlechtern eine systematische Beobachtung von sich selbst einzuführen (ebenda, S. 5). Damit rücken Fragen nach geschlechtsbezogenen Benachteiligungen in den Blick, die die Personalpolitik, die Zusammensetzung der Leitungsebenen, die Kommunikationsstrukturen, die Arbeitsbedingungen, das Beurteilungswesen etc. betreffen, genauso wie Fragen aufgeworfen werden nach der Leitbildentwicklung von Organisationen und der Installation von Qualitätssicherungsverfahren, die ein Gleichstellungs-Controlling integrieren. Bei diesen Aufgabenstellungen ist allerdings darauf aufmerksam zu machen, daß die Implementierung von Gender Mainstreaming im Kontext der Organisationsentwicklung nicht als rein instrumentelle Aufgabe verstanden werden kann, da man davon ausgehen kann, wie Albert Scherr formuliert, »daß Organisationen als ›historische Systeme« (Luhmann) ganz generell auf der Grundlage verfestigter Strukturen – und folglich relativ träge – auf solche Veränderungszumutungen reagieren« (Scherr 2001b, S. 82). Weiter ist zu beachten, daß die Kinder- und Jugendhilfe und ihre Organisationen zur Zeit durch neue Aufgaben, wie das Neue Steuerungsmodell, Qualitätssicherung, Konzeptentwicklung infolge der Veränderung der Lebenslagen der AdressatInnen, Selbstevaluation, Individualisierung und Flexibilisierung von Hilfen unter zunehmenden Veränderungsdruck geraten sind und infolgedessen die Programme von Gender Mainstreaming als »eine weitere externe Veränderungszumutung in ohnehin schwierigen Zeiten erlebt werden und deshalb Abwehrverhalten provozieren« (ebenda, S. 84). Mögliche Widerstände sind allerdings auch deshalb mitzubedenken, weil die Thematik, die Gender Mainstreaming ins Spiel bringt, auch

die persönliche Indifferenzzone der Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen in Organisationen berührt und die neue Strategie damit auch die eigenen persönlichen Ansichten und Einstellungen der Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen betrifft.

Weil solche Schwierigkeiten zu konstatieren sind, wird die Implementierung von Gender Mainstreaming zu einem erheblichen Teil davon abhängen, wie es gelingen wird, die Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen einer Organisation für die Umsetzung und aktive Gestaltung dieser Strategie zu gewinnen. Da Organisationen nicht allein durch Vorgaben dirigierbar oder durch Anweisungen und Verfahrensvorschriften steuerbar sind, ist der Prozeß der Organisationsentwicklung zentral auf die Mitarbeit ihrer Beschäftigten angewiesen. Ohne die – so betont Albert Scherr – »*eigenmotivierte Mitarbeit der MitarbeiterInnen geraten Programme der Veränderung von Organisationen mit hoher Wahrscheinlichkeit ins Stocken oder werden konterkariert*« (ebenda, S. 83).

Bei der Implementierung von Gender Mainstreaming in Verfahren der Organisationsentwicklung muß weiter berücksichtigt werden, daß Gender Mainstreaming ein prozeßorientiertes Verfahren ist. Es ist weder etwas, was eine Institution besitzt oder erwerben könnte, noch etwas, was verordnet werden kann. Gender Mainstreaming ist ein ziel- und prozeßorientiertes Konzept, das einen Regelkreislauf beschreibt, beginnend mit der Reflexion der institutionellen Strukturen und Maßnahmen etc. über Aushandlungsprozesse der unterschiedlichen Akteure, der Dokumentation von Zieldefinitionen bis zur Evaluation dieser Prozesse und der sich wiederholenden zyklischen Reintegration ihrer Erkenntnisse (Winter 2001, S. 135). Wesentlich für den Einsatz eines solchen prozeßorientierten Verfahrens ist, daß zunächst ganz im Sinne traditioneller Planungen eine »Ist-Analyse« vorgenommen wird, die als Managementaufgabe definiert wird, um auf diesem Wege Gender Mainstreaming als integralen Bestandteil der Unternehmenspolitik zu verankern. Mit Gaby Flösser kommen bei einer solchen »Ist-Analyse« folgen Analyseebenen in den Blick:

- »Das Organigramm, das offizielle Positionierungen und Zuschreibungen verdeutlicht. Auch die Position der Gleichstellungsbeauftragten gerät hierdurch nochmals in den Blick.
- Rechts- und Verfahrensanweisungen, die in der Regel Aussagen über Zuständigkeiten und den organisatorischen Umgang mit routinisierten Arbeitsvollzügen enthalten.
- Die Zusammensetzung von Gremien und Teams, die oftmals ein Spiegelbild der informellen Organisationskultur sind.

- Die Informations- und Kommunikationsstruktur (Wer verfügt eigentlich über welche Informationen und wie geht er/sie damit um?)
- Die Ressourcen und Finanzen, an denen Entscheidungsstrukturen in der Regel besonders deutlich abgelesen werden können« (Flösser 2002, S. 6).

Eine solche »Ist-Analyse« ist eine Vorbedingung, mit der die Grundlage geschaffen wird, um darauf aufbauend gleichstellungspolitische Ziele für die eigene Organisation festzulegen und konkrete Handlungsschritte zu forcieren. Besonders Gaby Flösser betont die Wichtigkeit, Gender Mainstreaming als ein ziel- und prozeßorientiertes Konzept in Qualitätsmanagementverfahren aufzunehmen. Da auch die Organisationen in der Kinder- und Jugendhilfe in allen Praxisfeldern damit beginnen, qualitätssichernde Verfahren zu entwickeln, plädiert sie im Rahmen der Implementierung von Gender Mainstreaming auf der Ebene der Organisationsentwicklung für eine Integration dieser Strategie in Maßnahmen des Qualitätsmanagements, auch wenn in den Feldern der Sozialen Arbeit und damit auch in den Handlungsfeldern der Kinder- und Jugendhilfe für eine solche Integration die Voraussetzungen aus vielerlei Gründen (noch) nicht gegeben sind bzw. zunächst Strategien der Personalentwicklung eingeleitet werden müßten. Für die konkrete Integration von Gender Mainstreaming in Maßnahmen des Qualitätsmanagements kommen ihres Erachtens folgende Dimensionen in den Blick:

1. »Visionen und Leitbilder der eigenen Arbeit in den Einrichtungen entwickeln
2. Qualitätspolitik entwerfen und umsetzen
3. Verantwortlichkeiten klären
4. Bedarfs- und kundenorientierte Qualitätsziele entwickeln
5. Schlüsselprozesse identifizieren und Prozeßabläufe klären
6. Schnittstellen analysieren und vereinfachen
7. Kontinuierliche Verbesserung in Qualitätszirkeln: Fehlermöglichkeiten finden und korrigieren, Probleme lösen
8. Qualitätshandbuch erstellen – Dokumentation
9. Verbesserungsgespräche – Interne und externe Audits« (Flösser 2001, S. 63/64).

Unter Maßgabe dessen, daß diese Dimensionen im Aufgabenbereich der Kinder- und Jugendhilfe ergänzt werden durch Konzepte, die einen stärker beteiligungsorientierten Charakter ihrer jeweiligen Adressaten und Adressatinnen aufweisen, ermöglicht die Integration von Gender Mainstreaming in Qualitätsmanagementverfahren der jeweiligen Organisationen, daß die Aufgabe der Realisation von Chancengleichheit zwischen den Geschlechtern, sowohl intern bezogen auf die eigene Organisation wie extern bezogen auf die Arbeit mit dem jeweiligen Klientel,

zu einem Thema der gesamten Institution bzw. Organisation wird. Diese Aufgabe kann dann auf der institutionellen Ebene nicht weiter der jeweiligen Gleichstellungsbeauftragten übertragen werden, soweit es diese in den Institutionen der Kinder- und Jugendhilfe überhaupt gibt.

Wesentlich für die Erfolgsaussichten dieser Strategie wird sein, inwieweit die Leitung der Institutionen, Träger, Verbände und Einrichtungen, die in den unterschiedlichen Feldern der Kinder- und Jugendhilfe tätig sind, die Umsetzung von Gender Mainstreaming tatsächlich forciert, denn Gender Mainstreaming ist »erst einmal eine Führungsaufgabe« (Flösser 2001, S. 64). Auch für die Organisationen in der Kinder- und Jugendhilfe gilt, daß Gender Mainstreaming Top-down eingeführt wird, über die Leitungsebene der jeweiligen Organisationen. Obwohl es auf Seiten der Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen in den Handlungsfeldern der Kinder- und Jugendhilfe durchaus berechtigte Vorbehalte gegen Top-down-Strategien gibt, ist der Vorteil dieses Ansatzes bezogen auf die Aufgabe der Realisation von Chancengleichheit zwischen den Geschlechtern zu betonen. Daß sich Gender Mainstreaming zunächst als organisationsrelevantes Steuerungsverfahren konturiert, das über die Leitungsebenen von Institutionen und Organisationen implementiert werden soll, kann sich perspektivisch als ein großer Vorzug dieser neuen Gleichstellungspolitik erweisen, da damit nicht weiter den einzelnen MitarbeiterInnen überlassen wird, ob sie die Dimension des Geschlechts für wichtig oder unwichtig erachten, und die Aufgabe der Gleichstellung nicht mehr an einzelne RepräsentantInnen oder Beauftragte delegiert werden kann, die für deren Umsetzung verantwortlich zeichnen. Die Einführung dieser Strategie »von oben« und ihre Integration in die Gesamtprozesse der jeweiligen Organisationen könnte auf diesem Wege dazu führen, die Widerstände abzubauen, die den klassischen Frauenfördermaßnahmen bzw. die der bisherigen Gleichstellungspolitik entgegengebracht werden. Diese Einführung »von oben« könnte auch hilfreich sein, den Vorurteilen über Zuständigkeiten oder Zuschreibungen von Kompetenzen entgegenzuwirken, die das herrschende (hierarchische) Geschlechterverhältnis auch in Organisationen kontinuierlich reproduzieren.

Die Ebene der MitarbeiterInnen

Die zweite Ebene, die bei der Ebene der Implementierung von Gender Mainstreaming in der Kinder- und Jugendhilfe in den Blick kommt, ist die Ebene der (hauptamtlichen) Akteure, d.h. das Personal, das bei den unterschiedlichen Trägern der Kinder- und Jugendhilfe tätig ist. Gleichfalls ist es notwendig, den Blick auf die Professionellen, die in den verschiedenen Aufgabenbereichen der Kinder- und Jugendhilfe arbeiten, nicht zu verengen und nur diejenigen zu bedenken, die zur Zeit

bei Trägern, Verbänden und Einrichtungen beschäftigt sind. Ganz wesentlich wird es sein, und darauf macht besonders Albert Scherr aufmerksam, auch die *zukünftigen* Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen im Auge zu haben und infolgedessen mit Fachhochschulen, Fachschulen und Universitäten zu kooperieren, um dafür Sorge zu tragen, daß Gender Mainstreaming als wesentliches Prinzip auch in den entsprechenden Studien- und Ausbildungsgängen Einzug hält, denn die »wenigsten Studiengänge beinhalten eine systematische Reflexion und Analyse der Auswirkungen der Geschlechterrollen« (Gruber/Fröschl 2001, S.13). Gerade im Rahmen der Studien- und Ausbildungsgänge erscheint es notwendig, die Gender-Thematik als Querschnittsaufgabe zu etablieren, die in alle Seminare und Vorlesungen zu integrieren wäre und diese nicht als Thematik »für besonders Interessierte« anzubieten, d.h. die Vermittlung grundlegender Informationen über die Geschichte und Gegenwart der Geschlechterordnung sowie diesbezügliche Theorien und Kontroversen ist zunächst als grundsätzliche Herausforderung in allen Ausbildungs- und Studiengängen für die einschlägigen Berufe umzusetzen (Scherr 2001b, S. 87). Mit Gender Mainstreaming ist hier dafür Sorge zu tragen – und das gilt auch für viele andere Bereiche –, daß die Gender-Thematik nicht einerseits weiter als »Spezialthema« firmiert, während sie andererseits bei allen anderen Themenstellungen ausgeblendet wird. Auch diesbezüglich ist zu fordern, daß eine Auseinandersetzung mit den Geschlechterverhältnissen, und damit die Geschlechterperspektive, in alle Fragestellungen, die in den Studien- und Ausbildungsgängen behandelt werden, immanent integriert wird.

Gender Mainstreaming stellt also Anforderungen an die Ausbildung des späteren Fachpersonals wie an die laufende Fort- bzw. Weiterbildung und Personalentwicklung in den Organisationen der Kinder- und Jugendhilfe. Ein genauerer Blick auf diese zweite Ebene, die bei der Implementierung von Gender Mainstreaming eine Rolle spielt, läßt deutlich werden, daß die Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen die *zentrale* Bezugsgröße dieser Strategie darstellen. Dies gilt auch deshalb, weil sie gleichfalls als das »personifizierte Scharnier« fungieren, zwischen eingeleiteten Verfahren der Organisationsentwicklung, wie sie in Bezug auf die erste Ebene beschrieben wurden, und der dritten Ebene, der konzeptionellen Konkretisierung und praktischen Implementierung in den konkreten Handlungsfeldern der Kinder- und Jugendhilfe. Ohne eine gezielte Aus-, Fort-, und Weiterbildung der Fachkräfte in Fragen der Gender-Thematik sind weder Verfahren der Organisationsentwicklung in dem von Flösser und Scherr gedachten Modell einer »lernenden Organisation« zu realisieren, noch eine umfassende, geschlechtsbezogene Qualifizierung der konkreten Praxis der Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen in den unterschiedlichen Handlungsfeldern der Kinder- und Jugendhilfe zu erreichen. Mit anderen Worten: Soll

Gender Mainstreaming als Top-down-Strategie greifen, dann muß sie mit Blick auf diejenigen, die diese Strategie auf welcher Ebene auch immer umsetzen sollen, durch Bottom-up-Strategien flankiert werden. Als Aufgabe der Personalpolitik und besonders der Personalentwicklung gilt es, die in den Institutionen der Kinder- und Jugendhilfe tätigen Frauen und Männer gemäß ihres sachlichen und persönlichen Kompetenzprofils unter geschlechtsbezogenen Gesichtspunkten zu qualifizieren, damit diese die »Relevanz der Gender-Thematik für ihre Wahrnehmung des Geschehens in der Organisation und ihr eigenes Handeln in dieser anerkennen. Denn Organisationen sind nur dann in der Lage, Geschlechterunterschiede innerhalb der Organisation selbst sowie auf Seite ihrer AdressatInnen mit einiger Tiefenschärfe zu beobachten und zu berücksichtigen, wenn MitarbeiterInnen prinzipiell in der Lage und bereit sind, diese wahrzunehmen und mitzuteilen« (ebenda, S. 83).

Dies ist bisher in der Kinder- und Jugendhilfe aber nicht nur deshalb in der Regel nicht üblich, weil die Gender-Thematik die persönliche Indifferenzzone ihrer Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen berührt, sondern weil die Kinder- und Jugendhilfe – abgesehen von Verfahren des Qualitätsmanagements, die aber erst langsam in den Blickpunkt rücken, – über keine einschlägige Tradition in der Erfassung der subjektiven Interpretationsleistungen ihrer Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen verfügt und es dementsprechend auch kaum gesicherte Erkenntnisse darüber gibt, wie die Gestaltung des Geschlechterverhältnisses funktioniert. Gaby Flösser macht in diesem Zusammenhang darauf aufmerksam, daß in der Kinder- und Jugendhilfe sowohl eine organisationsinterne Berücksichtigung des Geschlechterverhältnisses als auch die Beachtung der Geschlechterperspektive in der konkreten Praxis, d.h. die Umsetzung von Maßnahmen und Angeboten unter geschlechtsbezogenen Gesichtspunkten eher in den Bereich »natürlicher Kompetenzen« fällt, nach dem Motto: »Die eine kanns, der andere nicht« (Flösser 2002, S. 7). Jenseits der einschlägigen Praxisfelder der Mädchen- und Jungenarbeit, die realiter aber bei den Trägern und Institutionen der Kinder- und Jugendhilfe oft einen Nischenstatus besitzen, wird in den Organisationen der Kinder- und Jugendhilfe wie in ihren konkreten Handlungsfeldern die Kategorie Gender bisher nicht zum Gegenstand systematischer Selbstreflexion gemacht, sondern in den Bereich informeller Strukturbildung verwiesen. Dieser vorhandene Tatbestand ist auch deshalb überraschend, weil in mehreren berufsbiographischen Studien belegt wird, daß die Kategorie Gender einen erheblichen Einfluß auf die professionelle Identität derjenigen hat, die in den Feldern sozialer Arbeit tätig sind (ebenda, S. 7) und weil die triviale Feststellung, daß nicht nur die AdressatInnen, sondern auch die (hauptamtlichen) Professionellen als Frauen und Männer erkennbar sind, in diesen gesellschaftlichen Handlungsfeldern von besonderer Relevanz ist, werden doch die Leistungen in der Kinder- und Jugendhilfe

im wesentlichen in Form von Interaktions- und Kommunikationsprozessen zwischen den MitarbeiterInnen und AdressatInnen erbracht, womit sie Prozessen des Doing Gender unterliegen.

Die Initiierung von Qualifizierungsmaßnahmen für Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen, Angebote in der Fort- und Weiterbildung erscheinen also als wesentlicher Bestandteil der Strategie Gender Mainstreaming, soll ihre Implementierung von Erfolg gekrönt sein. Entsprechende Qualifizierungsmaßnahmen sind im wesentlichen darauf auszurichten, Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen einerseits dazu zu befähigen, ungleiche Geschlechterpositionierungen innerhalb der Organisationen, in denen sie tätig sind, zu erkennen und hier zu einer Gestaltung des Geschlechterverhältnisses im Sinne der Gleichstellung beizutragen. Andererseits sollen Fort- und Weiterbildungsangebote das handelnde Fachpersonal motivieren, ihre Wahrnehmungen und Deutungen des Geschlechterverhältnisses zu reflektieren und diesbezügliche Sichtweisen in der konkreten Praxis, der Arbeit mit ihren jeweiligen AdressatInnen zu überprüfen. Auch wenn in diesem Zusammenhang nicht jedes Geschlechterkonzept geeignet erscheint, das hierarchische Geschlechterverhältnis zu verändern und in diesem Rahmen durchaus auch Konzepte präferiert werden, die eine Gleichstellung der Geschlechter nicht unbedingt forcieren, so sollten auf der Ebene der MitarbeiterInnen doch Qualifizierungsmaßnahmen eingeleitet werden, die einen offenen Charakter aufweisen. Gender Mainstreaming läßt sich auf der Ebene der Personalentwicklung als Diskursfeld beschreiben, als ein Feld der Auseinandersetzung und Interaktion (Winter 2001, S. 134), oder, wie Albert Scherr formuliert, als ein offenes Lernfeld, wo die Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen unterschiedliche Wahrnehmungen und Sichtweisen der Ausprägung und Relevanz der Kategorie Gender in der Praxis der Kinder- und Jugendhilfe artikulieren und diskutieren können (Scherr 2001b, S. 86).

Bei der Ausgestaltung der Fort- und Weiterbildungsangebote wird es wesentlich sein, die Auseinandersetzungen, die Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen in Qualifizierungsmaßnahmen angeboten werden und in denen es möglich sein sollte, berufliche und – soweit das für die Praxis relevant ist – auch persönliche Erfahrungen und Wahrnehmungen des Geschlechterverhältnisses zu thematisieren, nicht mit normativen, zuschreibenden Grundsätzen zu überlagern. Die Umsetzung von Gender Mainstreaming als Strategie der Personalentwicklung sollte eher gelingen, wenn sich auf dem Weg der Implementierung ein offener, entnormierter und perspektivverschränkender Blick durchsetzt, als wenn an einem dramatisierenden und dichotomisierenden Gender-Paradigma (Rose) festgehalten wird. Auch auf dieser Ebene sollten bei der Umsetzung von Gender Mainstreaming Möglichkeiten eines offenen Lernprozesses verfolgt werden. Denn bereits solche Fragen wie:

- »welche geschlechtsspezifischen Benachteiligungen und Begrenzungen welche sozialen Gruppen wie betreffen und wie sich Geschlechterbeziehungen mit den weiteren Strukturen sozialer Ungleichheiten (Generationenbeziehungen in Familien, Ungleichheiten im Bildungssystem und auf den Arbeitsmärkten, Machtasymmetrien zwischen professionellen Helfern und Klienten, Ungleichbehandlung von Staatsangehörigen und Ausländern) verschränken sowie
- wie welche weiblichen/männlichen Selbstkonzepte, Interaktions-, Kommunikationsstile, Lebensentwürfe usw. unter Gesichtspunkten der Reproduktion tradierter Geschlechterbenachteiligungen sowie ihrer psychosozialen Gewinne und Kosten zu bewerten sind,

etablieren ein Feld von Auseinandersetzungen, das keineswegs klare Diagnosen und eindeutige normative Setzungen zuläßt« (ebenda, S. 86).

Einen weiteren Ansatz, den neuen Anforderungen, die mit der Implementierung der Strategie Gender Mainstreaming an die Institutionen der Kinder- und Jugendhilfe sowie ihre MitarbeiterInnen herangetragen werden, mit entsprechenden Maßnahmen gerecht zu werden, sieht Gaby Flösser in Verfahren der Selbstevaluation. In diesem professionellen Steuerungsinstrument, das gegenwärtig in allen Institutionen der Kinder- und Jugendhilfe Einzug hält, sieht sie eine Möglichkeit, relativ umstandslos und ohne großen zusätzlichen Aufwand den Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen Hilfestellungen anzubieten, die es ihnen ermöglichen, die Geschlechterdimension in die laufenden Prozesse der Qualitätssicherung und Qualitätsentwicklung zu integrieren und damit ihre professionelle Reflexionsfähigkeit zu erhöhen. Mit der Zentrierung auf Verfahren der Selbstevaluation könnten dem handelnden Fachpersonal in den unterschiedlichen Handlungsfeldern der Jugendhilfe geeignete Instrumente in die Hand gegeben werden, mit denen die MitarbeiterInnen in die Lage versetzt werden, die Wirkungen und die Effekte pädagogischer Prozesse zu überprüfen (Flösser 2001, S. 62). Die Erweiterung solcher Verfahren der Selbstevaluation um die Geschlechterperspektive scheint auch deshalb erfolgversprechend, weil diese Verfahren relativ pragmatisch zu verfolgen sind und mögliche »persönliche Widerstände« minimieren könnten. Die Etablierung von Verfahren der Qualitätssicherung und Qualitätsentwicklung und die Erweiterung dieser Verfahren um die Geschlechterdimension ersetzt aber keine inhaltliche Qualifizierung des Personals. Denn nur dort, wo eine gewisse Gender-Kompetenz gegeben ist, kann diese Kompetenz auch in Verfahren der Selbstevaluation erfolgversprechend einbezogen werden. Gender-Kompetenz aber muß – von Ausnahmen abgesehen – den Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen in den Trägern, Verbänden und Institutionen der Kinder- und Jugendhilfe zunächst erst einmal systematisch vermittelt werden, und vor

allem müssen innerhalb der Institutionen der Kinder- und Jugendhilfe und ihrer unterschiedlichen Einrichtungen Auseinandersetzungen über die Geschlechterordnung und die Geschlechterverhältnisse eingeleitet und Diskussionsprozesse zwischen den MitarbeiterInnen initiiert werden, sonst reduziert sich Gender Mainstreaming auf ein Abarbeiten administrativer Vorgaben und Auflagen.

Die Strategie Gender Mainstreaming betrifft alle MitarbeiterInnen in Organisationen in allen Handlungsfeldern der Jugendhilfe. Sie erfordert einen breiten Beteiligungsprozeß unterschiedlicher Akteure auf den unterschiedlichen Hierarchieebenen. Um einen Veränderungsprozeß innerhalb der Organisation einzuleiten und die Praxis insgesamt geschlechtsbezogen zu qualifizieren, nennt Ruth Enggruber in Einklang mit Barbara Stiegler und Hannelore Faulstich-Wieland zunächst drei grundsätzliche Voraussetzungen, nämlich Fachwissen, Gender-Kompetenz und Macht, die MitarbeiterInnen besitzen müssen, um unter dem Blickwinkel von Gender Mainstreaming entsprechende Entscheidungen treffen zu können:

- »Unter *Fachwissen* verstehen sie Prozeß- oder Verfahrenswissen, d.h. Wissen über die rechtlichen, politischen und bürokratischen Bedingungen des jeweiligen Handlungsfeldes.
- *Gender-Kompetenz* definieren sie als die Entwicklung des kritischen Geschlechterblicks, der hilft, geschlechtshierarchische Verhältnisse, und hierbei besonders auch »subtile Prozesse von Einengung für Frauen wie für Männer, zu erkennen« (Faulstich-Wieland 2001, S. 13). Wichtig erscheint hier noch einmal, daß durch den Blick auf beide Geschlechter nicht mehr das Männliche zum Normalfall und zum Maßstab wird, sondern der Blick frei wird zu erkennen, was unabhängig von »weiblich« und »männlich« positiv und negativ zu bewerten ist.
- Unter *Macht* wird hier neben der realen Macht, Entscheidungen treffen oder beeinflussen zu können, auch die Definitionsmacht von Problemen verstanden, d.h. durch die Verpflichtung zur Durchführung von Gender Mainstreaming erhalten die MitarbeiterInnen der entsprechenden Organisation die Möglichkeit zu bestimmen, daß die Frage nach Auswirkungen auf das Geschlechterverhältnis beantwortet werden muß, also in diesem Sinne ein zu bearbeitendes Problem darstellt« (Enggruber 2001, S. 25/26).

Neben diesen grundsätzlichen Voraussetzungen spricht Marianne Goldmann in Bezug auf die Ebene der MitarbeiterInnen von Beteiligungsverfahren im Sinne des Empowerments, um notwendige Veränderungsprozesse auf der Bewußtseinsebene einzuleiten und das handelnde Personal für bewußte oder unbewußte Ungleichheiten im alltäglichen Handeln zu sensibilisieren (Goldmann 2000, S. 8). Um solche

Gender-Kompetenz zu erlangen, wird in den Konzepten der Personalentwicklung in der Regel die Realisation gezielter Gender-Trainings auf unterschiedlichen Hierarchieebenen einer Organisation vorgeschlagen. In einer komprimierten Zusammenstellung der Thesen von Barbara Stiegler, markiert Ruth Enggruber fünf wesentliche Module, auf denen ein solches Gender-Training aufbauen sollte:

- »Reflexion der Teilnehmerinnen und Teilnehmer über die Frage, welche Bedeutung die Frage der Geschlechterverhältnisse in ihrer Arbeit hat;
- Information über die Bedeutung der Geschlechterverhältnisse und des Gender Mainstreaming Prinzips;
- Diskussion und Austausch über die Rolle der Geschlechteraspekte in den einzelnen Aufgabenbereichen;
- Konkretisierung durch gemeinsames Entwickeln und Anwenden von Analyseinstrumenten, z.B. Erarbeiten von Kriterien und Checklisten;
- Konkretes Formulieren von Selbstverpflichtungen und Arbeitsaufträgen, die in Form von Zielvereinbarungen mit einer Zeit- und Ablaufplanung der Zukunft erfüllt werden sollen« (Enggruber 2001, S. 26/27).

Die hier genannten Module, die innerhalb eines Gender-Trainings von den Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen einer Organisation bearbeitet werden sollten, sind noch recht allgemeiner Art. Wesentlich spezifischere Fragestellungen können dagegen erörtert werden, wenn man solche Gender-Trainings oder auch andere Formen der Weiterbildungen auf spezifische Mitarbeitergruppierungen (KindertagesstättenleiterInnen, JugendamtsleiterInnen etc.) oder auch konkrete Teams in den jeweiligen Einrichtungen und Projekten der Kinder- und Jugendhilfe zuschneidet. Mit maßgeschneiderten Qualifizierungsmaßnahmen, die entweder auf das spezifische Arbeitsfeld einzelner Mitarbeitergruppierungen ausgerichtet werden oder Prozesse aufgreifen können, die bezogen auf die Gender-Thematik in bestimmten konkreten Einrichtungen oder Projekten ablaufen, können wesentlich speziellere Fragestellungen bearbeitet werden. Im Sinne einer Steigerung der Reflexionsfähigkeit und der verstärkten Sensibilisierung der MitarbeiterInnen für Geschlechterfragen können mit solchen paßgenauen Qualifizierungsmaßnahmen, die sich entweder an einzelne Mitarbeitergruppierungen oder konkrete Einrichtungen und Projekte wenden, sowohl die handlungsleitenden Vorstellungen des handelnden Personals als auch die konzeptionellen Vorgaben der jeweiligen Einrichtung, des jeweiligen Projektes und ihre praktische Umsetzung unter genderbezogenen Gesichtspunkten thematisiert werden. Auch könnten für einzelne Einrichtung und Projekte entsprechende Profile erarbeitet werden, wie dies Hannelore Faulstich-Wieland in bezug auf den Bereich der Schule anführt (Faulstich-Wieland 2001a, S. 128).

Auf der Ebene der konkreten Einrichtungen, der konkreten Projekte tragen kommunikative Methoden und Arbeitsformen – gerade weil es sich bei der Herstellung und Stabilisierung von Geschlechtsidentität um wechselseitige Prozesse des Doing Gender handelt – erfolgversprechend dazu bei, über personalbezogene Weiterbildungsprozesse Gender Mainstreaming als Strategie zu implementieren. Top-down-Strategien könnten auf diese Art und Weise effektiv mit Bottom-up-Strategien unterfüttert werden. Die Implementierung von Gender Mainstreaming auf der Ebene der MitarbeiterInnen ist aber nicht ad hoc zu erreichen, sondern ein langfristiger und stets unabgeschlossener Prozeß, in dessen Folge die Geschlechterperspektive systematisch und nachhaltig in die professionelle Tätigkeit integriert werden kann. Die Integration der Geschlechterperspektive in die Abläufe pädagogischen Handelns als Strategie der Personalentwicklung sollte insgesamt – so kann behauptet werden – zu einer Qualifizierung der Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen und damit der Arbeit der Kinder- und Jugendhilfe beitragen.

Die Ebene der Projekte und Maßnahmen

Auf dieser dritten Ebene kommen die konkreten Projekte und Maßnahmen ins Spiel, die von den unterschiedlichen Trägern der Kinder- und Jugendhilfe für die entsprechenden Adressaten und Adressatinnen durchgeführt werden. Im Blick auf diese praxisbezogene Ebene muß erörtert werden, inwieweit Gender Mainstreaming die konzeptionellen Ebenen berührt, auf denen die Projekte und Maßnahmen basieren und wie, d.h. in welcher Art und Weise, mögliche Geschlechterdifferenzen auf Seiten der AdressatInnen der Kinder- und Jugendhilfe in den Blick gerückt werden und in welcher Form die Geschlechterdimension in der jeweiligen konkreten Praxis berücksichtigt wird. Die Strategie Gender Mainstreaming ist dabei nicht an konkrete Arbeitsformen, inklusive geschlechtshomogene bzw. geschlechtsheterogene Settings gebunden. Im Gegenteil: Die Kategorie Geschlecht soll in allen Einrichtungen, Projekten und Maßnahmen der Kinder- und Jugendhilfe systematisch berücksichtigt, umgesetzt und evaluiert werden. Diese Herausforderung wurde gleichfalls in den bereits benannten neuen Richtlinien des Kinder- und Jugendplans festgeschrieben und damit auch der § 9, Absatz 3 des KJHG weiter konkretisiert. Damit wird auch der Tatsache Rechnung getragen, daß die (tatsächliche) Reduktion geschlechtsbezogener Arbeit auf geschlechtshomogene Angebote aus vielerlei Gründen aber vor allem deshalb problematisch ist, weil die Geschlechterperspektive damit allein an bestimmte Arbeitsformen gebunden blieb. (Im Prinzip erscheint, aber davon ist auch die Kinder- und Jugendhilfe noch ein ganzes Stück entfernt, schon der Terminus geschlechtsbezogene Jugendarbeit selbst als ein Paradox, weil die Dimension des Geschlechts grundsätzlich in einer professionellen, pädagogischen Praxis zu

berücksichtigen wäre, unabhängig von dem Charakter der jeweiligen Arbeitsform.) Die Aufgabe, die Kategorie Geschlecht in alle Handlungsfelder der Kinder- und Jugendhilfe zu integrieren, ist als bedeutsame Anforderung zu qualifizieren, die in erster Linie die koedukativ arbeitenden Träger, Verbände und Institutionen betrifft. Ihre jeweiligen Maßnahmen, Projekte und Einrichtungen übergreifend geschlechtsbezogen zu qualifizieren, stellt auf dieser praxisbezogenen Ebene unter Gender-Mainstreaming-Gesichtspunkten sicherlich die zentrale Herausforderung dar.

Im Blick auf diese dritte, praxisbezogene Ebene ist die Frage zu stellen, inwieweit die unterschiedlichen Träger der Kinder- und Jugendhilfe in ihren unterschiedlichen Projekten und Einrichtungen die Geschlechterperspektive in ihre Konzeptionen, die Ausgangspunkte, Standards und Ziele der jeweiligen Arbeit festlegen, integrieren und wie diese tatsächlich in der konkreten praktischen Umsetzung Einzug in die jeweilige Praxis hält. Damit ist auch die Frage zu stellen, ob und auf welche Art und Weise die Adressaten und Adressatinnen der Kinder- und Jugendhilfe als Mädchen und Frauen bzw. Jungen und Männer in den Blick genommen werden und ob wahrgenommen wird, »wie die Biographien, Lebenslagen, Selbstkonzepte, Kommunikationsformen, Lebensentwürfe usw. der jeweiligen AdressatInnen durch geschlechtsspezifische Erfahrungen und Bedingungen beeinflusst sowie auf die kulturellen Konzepte von Weiblichkeit/Männlichkeit bezogen sind« (Scherr 2001b, S. 87). Albert Scherr konstatiert hier ein bedenkenswertes Desiderat. So weist er darauf hin, »daß auch in der Fachöffentlichkeit der Kinder- und Jugendhilfe die Notwendigkeit und Relevanz der Auseinandersetzung mit dem Themenkomplex ›unterschiedliche Lebenslagen, Biographien, Selbstkonzepte, Lebensentwürfe usw. von Mädchen/Jungen‹ über die spezifischen Fachkreise der Mädchen- und Jungenarbeit hinaus noch nicht umfassend anerkannt ist« (ebenda, S. 87). Diese Problematik ist für die Praxis der Kinder- und Jugendhilfe aber von besonderer Bedeutung, weil die Angebote und Maßnahmen, die über die Strategie Gender Mainstreaming eingeleitet werden sollen, einen besonderen Lebenslagenkonnex aufweisen sollten, da mit dieser Strategie ein bedeutender Perspektivwechsel verbunden wird: Gender Mainstreaming verschiebt die Aufmerksamkeit von der Dramatisierung der Differenz hin zu einer Wahrnehmung der unterschiedlichen Lebenswelten unterschiedlicher Zielgruppen von Mädchen und Jungen, jungen Frauen und jungen Männern.

Diese Problematik gewinnt aber auch deshalb an Bedeutung, weil die Adressaten wie Adressatinnen sich nicht mehr unbedingt über den Zugang der Geschlechtszugehörigkeit ansprechen lassen wollen, sondern im Zeitalter der Individualisierung als neuem Gesellschaftsprogramm ihre individuelle Einmaligkeit herausge-

stellt wissen wollen – jenseits dessen, ob sie sich über die Geschlechtszugehörigkeit inszenieren oder nicht. Die Folgen der Ausdifferenzierung der Gesellschaft und der Individualisierung von Lebenslagen werden auch von den neueren Studien zu den Lebenswelten von Mädchen und Jungen, jungen Frauen und jungen Männern bestätigt (Shell 2000, Oechsle 2000, Keddi u.a. 1999). Dies sind gesellschaftliche Bewegungen, die auch die Mädchenarbeit und Jungenarbeit, die jeweils ausschließlich mit geschlechtshomogenen Angeboten operieren, vor neue Herausforderungen stellen. Mädchenarbeit und Jungenarbeit, die ihren *Zugang* über die Kategorie Geschlecht suchen, werden dabei als Handlungsfelder in der Kinder- und Jugendhilfe nicht überflüssig, sie müssen sich jeweils aber, nimmt man die radikalen Veränderungen der Lebensrealitäten der Heranwachsenden, und damit auch ihre sich transformierenden Selbstdefinitionen, ernst, modernisieren oder, wie Lotte Rose als allgemeine Anforderung formuliert: Geschlechtsbezogene Angebote und Maßnahmen müssen im Zuge von Gender Mainstreaming »wieder konsequent von den Subjekten aus entwickelt, sozusagen auf die ›Füße gestellt‹ werden« (Rose 2001a, S. 118).

Im Zuge von Gender Mainstreaming wäre es in Bezug auf die Konzeptentwicklung in der Kinder- und Jugendarbeit deshalb ein erster Schritt von der Definition des Geschlechterverhältnisses und dessen ideologischer Aufladung, die bis heute den gängigen Diskurs der Mädchenarbeit bestimmt, abzurücken und statt dessen einen genaueren Blick auf die aktuellen Mädchen- und Jungenwelten zu werfen und in diesem Zusammenhang auch nach dem Selbstverständnis der jüngeren Frauen- wie Männergeneration zu fragen. Wenn man davon ausgeht, so konstatiert Mechthild Oechsle hier mit Blick auf das Handlungsfeld der Mädchenarbeit und der Zielgruppe der Mädchen und jungen Frauen, daß »nicht nur die objektiven Lebenslagen von Mädchen und jungen Frauen einem immer schnelleren Wandel unterliegen, sondern auch die Erfahrungen und das Selbstverständnis von einer Frauengeneration zur anderen sich verändert und sich auch innerhalb einer Generation ausdifferenziert, dann ist Mädchenarbeit dringender denn je darauf verwiesen, immer wieder von neuem nach den spezifischen Erfahrungen ihrer Klientel zu fragen, ihre eigenen Annahmen über Problemlagen der jüngeren Frauengeneration zu überprüfen und unter Umständen auch Ziele und Themen von Mädchenarbeit neu zu formulieren« (Oechsle 2000, S. 52). Oechsle nimmt hierbei besonders die Generationendifferenz zwischen den konkreten Adressatinnen und den Mitarbeiterinnen in der Mädchenarbeit³ in Augenschein, die ihrerseits mit einer ideologischen Sichtweise

³ In abgewandelter Form gilt dies sicherlich auch für die Protagonisten der Jungenarbeit.

des Geschlechterverhältnisses »groß geworden sind«, wie sie in den Anfängen der Frauenbewegung üblich war und die immer noch maßgeblich den (feministischen) Diskurs der Mädchenarbeit bzw. geschlechtsbezogenen Jugendarbeit bestimmt.

In der selbstreflexiven Auseinandersetzung der MitarbeiterInnen mit den eigenen Einstellungen und Sichtweisen auf das Geschlechterverhältnis sieht sie dementsprechend eine zentrale Herausforderung, um zu verhindern, daß die inzwischen (historische) Generationenerfahrung der Mitarbeiterinnen in der Mädchenarbeit bzw. geschlechtsbezogenen Jugendarbeit nicht weiter der Bewertungsmaßstab und Ausgangspunkt für die heutige Arbeit mit Mädchen und Jungen ist. So ist zu beachten, daß Anfang des 21. Jahrhunderts Mädchen und Jungen von anderen strukturellen Problemlagen betroffen sind als diejenigen, die für die vorangegangenen Generationen maßgebend waren. Die Lebensrealitäten der Heranwachsenden haben sich seit Etablierung der neuen Frauenbewegung in der 70er und 80er Jahren entscheidend verändert. Eine selbstreflexive Überprüfung der Annahmen über die Lebenslagen ihrer Adressatinnen ist aber für jede pädagogische Praxis und besonders im Zuge von Gender Mainstreaming auch deshalb konstitutiv, da – wie es Carol Hagemann-White pointiert – »die jüngere Generation immer die eigenen Probleme in den Angriff nimmt und nicht die der vorherigen Generation« (Hagemann-White 1998, S. 33). Die Reflexion der eigenen Generationenerfahrung, zu der die Mitarbeiterinnen in der Mädchenarbeit aufgefordert werden, kann, so folgert Mechtild Oechsle, »den Blick für die Lebensbedingungen und Erfahrungen nachfolgender Frauengenerationen öffnen, für *ihre* Wahrnehmung von Gleichheit und Ungleichheit, für *ihre* Probleme und Ziele. Auf diesem Hintergrund dürfte auch ein nicht-wertender Umgang mit den Lebensentwürfen von Mädchen und jungen Frauen eher möglich sein. Diese normative Zurückhaltung scheint mir angesichts der Ausdifferenzierung weiblicher Lebensführung unabdingbar zu sein. Wenn es heute kein institutionalisiertes und normativ verbindliches Lebenslaufmodell für Frauen gibt, dann muss jede pädagogische Arbeit mit Mädchen und jungen Frauen die Vielfalt der Lebensentwürfe und möglicher Lebensformen prinzipiell anerkennen. Jede vorschnelle Bewertung versperrt jungen Frauen eher eine Auseinandersetzung mit eigenen Lebenszielen, als dass sie die Gestaltung des eigenen Lebens ermöglicht« (Oechsle 2000, S. 52/53).

Auch die in der geschlechtsbezogenen Jugendarbeit und besonders in der Mädchenarbeit zu beobachtende gängige Tendenz, das Geschlechterverhältnis und die Lebenslagen von Mädchen und jungen Frauen von den Diskriminierungen und Ungleichheitserfahrungen her zu beschreiben, hat unter den heutigen Bedingungen für die Praxis der Kinder- und Jugendhilfe eher Nachteile. Geschlechtsbezogene

Jugendarbeit transportiert noch immer das Faktum geschlechtsbezogener Benachteiligung und allein die Einrichtung geschlechtshomogener Räume signalisiert Mädchen (oder Jungen), daß sie sich über eine gesellschaftliche Problemlage definieren sollen. Der geltende feministische Diskurs ist für die jüngere Mädchen und Frauengeneration aber nicht mehr attraktiv, die sich – und auch dies ist ein zu beobachtender Tatbestand – von Angeboten und Maßnahmen in der Regel abwenden, die über den Zugang »Geschlecht« umgesetzt werden, und vor allem von solchen, die mit offen feministischen Aufladungen operieren. Weil in den Erfahrungen der Mädchen und jungen Frauen heute das »Postulat der Gleichheit« (Geissler) maßgebend und zum selbstverständlichen Anspruch geworden ist, auch wenn empirische (strukturelle) Tatbestände, wie z.B. der nach wie vor segregierte Arbeitsmarkt u.a. eine andere Tendenz aufzeigen, »führt die primäre Fokussierung auf Ungleichheit und Gewalt im Geschlechterverhältnis eher zu einer Ablehnung entsprechender Angebote als zu Erkenntnisgewinn oder zu größerer Sensibilität für eigene Erfahrungen in dieser Hinsicht« (ebenda, S. 53). Auch deshalb sind die feministischen Diskurse und die über sie abgeleiteten Konzeptionen kritisch zu überdenken, ohne dabei zu vernachlässigen, daß in vielen gesellschaftlichen Bereichen eine nach wie vor (strukturelle) Benachteiligung von Mädchen und Frauen gegeben ist.

Die Umsetzung von Gender Mainstreaming auf der konzeptionellen Ebene würde also bedeuten, sich von vorab beschlossenen ideologischen Zuschreibungen zu befreien und Projekte und Maßnahmen von den Subjekten her zu entwickeln. Mit Lotte Rose würde das bedeuten, »*zuerst* zu hören, zu sehen und zu verstehen, wie Mädchen und Jungen sich in der Welt arrangieren und *dann* danach praktische Schlußfolgerungen zu ziehen. Das Ergebnis der Lebensweltannäherung muß wieder offen und veränderbar sein. Ob dabei dann die herkömmlichen Mädchen- und Jungenarbeitsangebote die passende konzeptionelle Antwort sind, *kann, muß* sich aber nicht ergeben. Das ist der entscheidende Punkt (Rose 2001a, S. 118). Mädchen- und Jungenwelten haben sich heute erheblich ausdifferenziert, die Bezugnahme auf die Kategorie Geschlecht hat sich flexibilisiert zugunsten einer zunehmenden Pluralität ihrer Darstellungsformen und »Seinsformen« und die von Beck/Beck-Gernsheim konstatierte »Wahlbiographie« wird ganz wesentlich auch bestimmt von Prozessen des Genderpatchwork. Infolge dieser Transformation werden die Geschlechterdifferenzen nicht automatisch außer Kraft gesetzt, aber sie werden zurückgedrängt. Insofern sich die homogenen Strukturen der Polarisierung auflösen, könnte man auch von einem Ende der Eindeutigkeiten sprechen, d.h. die klaren Abgrenzungen zwischen den Geschlechtern verwischen sich, genauso, wie sie auf der anderen Seite »dramatisiert« werden. Während sich auf der einen Seite bei einem Teil der Heranwachsenden Formen eines »Kontinuums« von Geschlecht

zeigen, werden bei einem anderen Teil klassische Geschlechterinszenierungen sichtbar, die die Unterschiede pointieren. Auch stiften diese Geschlechterinszenierungen keine Kontinuität, sondern sind Inszenierungen »auf Zeit«, die sich ständig verändern und durchaus auch in sich widersprüchlich sein können. Während zu einem Zeitpunkt Geschlechtergrenzen betont werden, werden sie zu einem anderen Zeitpunkt demontiert oder gänzlich unbeachtet. Es scheint bezogen auf die jugendlichen Lebenswelten also ein Nebeneinander oder eine Ungleichzeitigkeit in der Bezugnahme auf Geschlechterpositionen gegeben (Meyer 2000, S.77). Dementsprechend verlangen konzeptionelle Ansätze in der Kinder- und Jugendhilfe eine normative Distanz zu vermeintlich sicheren Vorannahmen über das Wesen der Geschlechter. Verallgemeinerungen zu Mädchen und Jungen, zu ihren Hilfe- und Unterstützungsbedarfen wie auch eindeutige Konzepte sind - konstatiert Lotte Rose - »so immer weniger möglich. Statt dessen sind immer feinere Differenzierungen und dynamische konzeptionelle Anpassungen notwendig« (ebenda, S. 118).

Im Zuge von Gender Mainstreaming wird es auf der konzeptionellen Ebene, auf der Ebene der Umsetzung von Projekten und Maßnahmen in der Kinder- und Jugendhilfe notwendig, Forschungsergebnisse zu den Lebenslagen von Mädchen und Jungen, jungen Frauen und jungen Männern in die Praxis zu transformieren und auf diesem Wege vorhandene Konzeptionen zu aktualisieren bzw. umzuschreiben. Dies ist ein wichtiger Ansatzpunkt, die Geschlechterperspektive zu integrieren. Daneben wird es aber auch von Bedeutung sein, den kommunalen Kontext, in dem die Projekte und Maßnahmen der unterschiedlichen Träger angesiedelt sind, in Augenschein zu nehmen, denn Aussagen über die Lebenslagen von Mädchen und Jungen, die auf einer Makroebene getroffen wurden, müssen mit Ergebnissen, die in einem bestimmten kommunal situierten Umfeld ermittelt wurden, durchaus nicht übereinstimmen, d.h. die Ergebnisse, die in einem bestimmten Sozialraum anzu-treffen sind, können von den übergreifenden Erkenntnissen aus der Lebenslagenforschung abweichen. Da sich ein Großteil der Lebenswirklichkeit von Jugendlichen als lokal situierte Praxis vollzieht und die relevanten Erfahrungen, Bedürfnisse, Interessen, Deutungs- und Handlungsmuster der Jugendlichen in einem konkreten Sozialraum von den Ergebnissen, die in großen, repräsentativen Jugendstudien ermittelt wurden, unterscheiden können, wird es im Zuge der Implementierung von Gender Mainstreaming in der Kinder- und Jugendhilfe auch von Bedeutung sein, eine *sozialraumbezogene* »Gender-Kundigkeit« zu entwickeln, die sich auf die konkreten, strukturellen wie individuellen Lebenslagen von Mädchen und Jungen in bestimmten Sozialräumen bezieht (Rose 2001b, S. 70). Auch die in einer solchen Analyse gewonnenen Erkenntnisse sind auf dieser praxisbezogenen Ebene zu berücksichtigen.

Neben diesen genannten Aspekten, die für die Implementierung von Gender Mainstreaming auf der Ebene der Projekte und Maßnahmen eine Rolle spielen, rückt auf dieser Ebene gleichfalls die Interaktion und Kommunikation zwischen MitarbeiterInnen und Adressatinnen in den Blick. Auch eine genaue Analyse dieser Dimension sozialpädagogischen Handelns ist in der professionellen, pädagogischen Praxis in der Kinder- und Jugendhilfe keineswegs selbstverständlich anzutreffen (Giesecke 1997). Dieser Tatbestand gewinnt auf dieser praxisbezogenen Ebene vor allem deswegen an Bedeutung, weil die Leistungen in der Kinder- und Jugendhilfe zu einem großen Teil in einem Prozeß der Kommunikation und Interaktion zwischen den MitarbeiterInnen und den AdressatInnen erbracht werden. Unter dem Gesichtspunkt der Geschlechterperspektive ist dieser Prozeß der Interaktion und Kommunikation doppelt zu beachten, denn jenseits dessen, wie viel *Gewicht* man der Beziehungsseite pädagogischen Handelns zuschreibt, ist zu konstatieren, daß sich das Wesen der professionellen, pädagogischen Praxis dadurch auszeichnet, daß sie in einem Feld situiert ist, in dem die »performative«, also die sich stets wiederholende Artikulation des einen oder anderen Geschlechts ein permanenter Vorgang ist bzw. die kontinuierliche Produktion und Reproduktion der geschlechtlichen Zuordnung gewollt oder ungewollt immanent von allen Beteiligten in dem Prozeß der Interaktion und Kommunikation vollzogen wird und auf diese Weise die professionelle Praxis bestimmt (Meyer 2001b, S. 37).

Damit kommt bei der Implementierung von Gender Mainstreaming den Akteuren, also den MitarbeiterInnen, die in den unterschiedlichen Handlungsfeldern der Kinder- und Jugendhilfe tätig sind, und ihrem Handeln auch auf dieser Ebene eine besondere Bedeutung zu. Weil die MitarbeiterInnen als Frauen oder Männer erkennbar sind, weil die Interaktionsprozesse von der geschlechtsbezogenen Zuordnung durchdrungen sind, sind die Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen im Zuge der Implementierung von Gender Mainstreaming auch auf der Ebene der Praxis die entscheidende Bezugsgröße. Weil der Aufgabenbereich der Kinder- und Jugendhilfe sich als offener Schauplatz geschlechtsbezogener Identitätsprozesse zeigt und pädagogisches Handeln im Sinne eines Undoing Gender unmöglich ist, kommt ihren Wahrnehmungs- und Deutungsmustern und mithin ihren Fähigkeiten einer selbstreflexiven Beobachtung des eigenen professionellen Handelns ein erhebliches Gewicht zu. Die Auseinandersetzung mit der Gender-Thematik verlangt also einen gewissen Einsatz seitens der Professionellen. Sie setzt eine weitgehende Reflexionsbereitschaft, vor allem aber eine Offenheit und Neugierde gegenüber neuen Denkbewegungen voraus.

Die Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen in der Kinder- und Jugendhilfe sind zu einer selbstkritischen Öffnung der eigenen Wahrnehmungs- und Deutungsmuster zu bewegen, »die mit dem dynamischen Wandel gesellschaftlicher Lebensmuster Schritt halten sollten« (Krauß 2001, S. 77). Auch wird es von Bedeutung sein, ob die Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen den veränderten theoretischen Bezugsrahmen, andere Erfahrungen und Sichtweisen des Geschlechterverhältnisses zur Kenntnis nehmen, wie sie u.a. in den Diskursen der Frauen- und Geschlechterforschung thematisiert werden, um zu verhindern, daß alltagstheoretische Glaubensvorstellungen über die Geschlechter, etwa Annahmen, »Männer seien so und Frauen so«, unreflektiert Einzug erhalten in pädagogische Konzepte wie in die nachfolgende konkrete pädagogische Praxis. Sozialpädagogische Praxis braucht diesen Rückbezug auf ihren jeweiligen theoretischen Bezugsrahmen aus vielerlei Gründen. Selbst in anderen gesellschaftlichen Bereichen, wie z.B. in der Werbung, zeigt sich längst, daß Theorien kein abseitiges Dasein fristen, sondern Einfluß haben auf die Ausgestaltung des Öffentlichen Raums.

Auch wenn mit der Aufforderung der theoretischen Rückbindung der sozialpädagogischen Praxis an die theoretischen Diskurse der Frauen- und Geschlechterforschung ein vermeintlich erheblicher Anspruch formuliert wird, benötigt die Kinder- und Jugendhilfe als Teil des öffentlichen Erziehungs- und Bildungswesens diese Rückbindung, denn, so konstatiert Gesa Heinrichs, »Erziehungswirklichkeiten stellen sich in einem performativen Akt her, der seine Legitimation heute gerade (Hervorh. D.M./G.v.G.) aus dem Anschluß an die empirische und kritische, emanzipatorische Erziehungswissenschaft bezieht« (Heinrichs 1999, S. 234). Pädagogische Institutionen, welcher Couleur auch immer, sind letztlich wesentliche gesellschaftliche Institutionen, in denen das kulturelle Wissen über die Geschlechter »umgeschlagen« wird. Da die Pädagogik insgesamt unbestritten teilhat an der »symbolischen Konstruktionsarbeit, die sich in einer Arbeit praktischer Konstruktions-, einer Bildungs- und einer Erziehungsarbeit vollendet« (Bourdieu 1997, S. 186), ist dieser Rückbezug der Praxis auf die theoretischen Diskurse eine Aufgabe, die auch bezogen auf die konkreten pädagogischen Projekte und Maßnahmen der Kinder- und Jugendhilfe geleistet werden sollte. Hier den Anschluß herzustellen und auf dieser Grundlage die eigene Praxis kritisch zu reflektieren, markiert eine Herausforderung, die im Zuge der Strategie Gender Mainstreaming von den MitarbeiterInnen in der Kinder- und Jugendhilfe anzunehmen wäre und bei denen sie Unterstützung erfahren sollten.

Damit kämen jenseits von den bekannten Anforderungen, die an eine geschlechtsbezogene Kinder- und Jugendhilfe gestellt werden, wie die Forderung nach dem

Abbau geschlechtsbezogener Benachteiligungen, der Erweiterung biographischer Handlungsoptionen für Mädchen wie Jungen und den Möglichkeiten einer gleichberechtigten Teilhabe der Geschlechter, auch die Prozesse der sozialen und kulturellen Repräsentationen von Geschlecht in den Augenschein. Auch sie – nimmt man den geforderten Rekurs auf die theoretischen Diskurse ernst – müssen im Zuge der Strategie Gender Mainstreaming für bedeutend erachtet werden. Es ist also von den Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen in den Institutionen der Kinder- und Jugendhilfe deshalb nicht nur zu erwarten, daß sie sich den »realen« geschlechtsbezogenen Benachteiligungen und Benachteiligungsrisiken zuwenden, mit dem Ziel ihnen entgegenzuwirken, sondern daß sie auch die Gender-Prozesse im Rahmen ihres professionellen Handelns in Augenschein nehmen, die auf den Ebenen der Normierung oder Entgrenzung von Identitätskonstruktionen relevant werden. Die Wahrnehmung dessen, daß im Rahmen des eigenen Handelns kontinuierlich geschlechtsbezogene Bedeutungen hervorgerufen und reproduziert werden und somit ein offener Beitrag geleistet wird, mit dem das System der Zweigeschlechtlichkeit aufgerufen, bestätigt oder auch in Frage gestellt wird, wäre dabei von vorrangiger Relevanz (Meyer 2001b, S. 38). Denn: Daß die Sichtweisen der MitarbeiterInnen direkten Einfluß haben auf die (pädagogische) Praxis, ist evident. Wo etwa die Annahme einer rigiden Zweigeschlechtlichkeit das Denken und die Wahrnehmung der MitarbeiterInnen strukturiert, wird sie auf das pädagogische Handeln zurückwirken. Notwendige Verschiebungen im Feld des Denkbaren und Sinnvollen blieben in diesem Fall versperrt (Krauß 2001, S. 73).

Die skizzierten Anforderungen, die im Zuge von Gender Mainstreaming an die Praxis der Kinder- und Jugendhilfe herangetragen werden und die eine tatsächliche »Lernprovokation« darstellen, wie Albert Scherr titulierte, tragen aber gleichzeitig dazu bei, die Gender-Thematik neu zu öffnen. Im Zuge einer Bestimmung von Gender Mainstreaming als Diskursfeld, als offenes Lernfeld werden die Auseinandersetzungen über die Geschlechtsidentitäten und das Geschlechterverhältnis entideologisiert. Mit der Implementierung dieser Strategie wird Abschied genommen von allseits bekannten und oft diskriminierenden Zuschreibungen und stereotypen Vorstellungen von Männern und Frauen. Gender Mainstreaming trägt damit auch zu einer *Entlastung* des Geschlechterthemas bei und nimmt Abschied von den allseits bekannten Ritualen um Schuld und Versöhnung, von denen die Geschlechterthematik stets durchdrungen war, ohne daß dabei die handfesten Benachteiligungsrisiken, die nach wie vor vorrangig die Mädchen und Frauen treffen, aus dem Auge verloren gingen. Corinna Voigt-Kehlenbeck markiert diese Veränderungen als Übergang, d.h. als Übergang »von einer geschlechterdifferenzierenden zu einer geschlechterreflektierenden Pädagogik« (Voigt-Kehlenbeck 2001, S. 237). Da ein solcher

Übergang, mit dem natürlich weiterhin geschlechtshomogene wie geschlechtshe-terogene Arbeitsformen möglich sind, in der Kinder- und Jugendhilfe bisher nur gedanklich vollzogen wurde, wird ein Raum eröffnet für Fragen und Experimente. Solche Veränderungen, die im Bild des Übergangs festgehalten werden, lassen sich auch nicht mehr darüber einleiten, daß vorab beschlossen wird, was *Mädchen im allgemeinen und Jungen im allgemeinen brauchen*. Im Gegenteil: Unser vermeintliches Wissen über das Wesen und die Existenz der Geschlechter, unsere vermeintlich sichere geschlechtsbezogene Sichtweise auf die AdressatInnen der Kinder- und Jugendhilfe, wird selber zur Disposition gestellt und aufs Neue überprüft.

Weil Geschlechts- und Sexualbiographien nicht mehr ungebrochen den sozial gradlinig vorgespurten Entwicklungslinien gesellschaftlicher Erwartungen folgen, gleichfalls eine Biographisierung der Geschlechtlichkeit und Sexualität stattgefunden hat (Schroeder 1999, S. 166) und auch die Vorstellung einer einmal erreichten stabilen Geschlechtsidentität vakant geworden ist zu Gunsten oder Ungunsten einer Identität, die steten Wandlungsprozessen unterworfen ist, rückt im Zuge eines solchen Übergangs die *Begleitung* der Doing-Gender-Prozesse ins Zentrum der in den Einrichtungen und Projekten der Kinder- und Jugendhilfe tätigen MitarbeiterInnen. Begleitung meint einerseits eine Wahrnehmung dieser Prozesse aus einer gewissen Distanz, mit dem Wissen, daß man auch als professionelle Akteure und Akteurinnen selbst kontinuierlich in Doing-Gender-Prozesse mit entsprechenden Sichtblenden und Wahrnehmungsfallen verstrickt ist, und andererseits eine Unterstützung bei diesen Prozessen, wenn dies von den Adressaten und Adressatinnen gewünscht wird. Eine solche Begleitung als Ausgangspunkt pädagogischer Arbeit zu begreifen, basiert auf der Fähigkeit der Anerkennung von Differenzen. Sie setzt voraus, daß die Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen »ungesicherte Begegnungen« aushalten und in der Lage sind, die Selbstbilder und Identitätskonstruktionen anderer anzuerkennen, mögen die ihren eigenen auch grundlegend widersprechen. Begleitung meint auch, die Adressaten und Adressatinnen nicht als Spiegel eigener Denk- und Lebensmuster zu betrachten, sondern sie in ihren eigenen Selbstentwürfen zu akzeptieren, und sie so zu sehen, wie sie sich selbst sehen (Krauß 2001, S. 81). Diese professionelle Haltung korrespondiert mit einem anderen Verständnis von Pädagogik. Statt mehr über die AdressatInnen zu wissen als diese selbst und sich im permanenten Einsatz *für andere* zu engagieren, könnten die Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen ihre Rolle neu besetzen, indem sie sich als Vermittler bzw. Mentoren verstehen, als Mentoren von Wirklichkeitsberührungen. Diese Bestimmung entlastet die traditionelle Position des Pädagogen/der Pädagogin, setzt aber andererseits neue Fähigkeiten der Ausübung dieser Profession voraus. Vielleicht, so formuliert Corinna Voigt-Kehlenbeck im Blick auf die Perspektiven einer geschlechterreflek-

tierenden pädagogischen Praxis, ist »eine behutsame Einführung der Kunst der bedingt beteiligten, beobachtenden Zurückhaltung und der gezielten Unterstützung von Wandlungsprozessen erforderlich. Die Kunst, die Konflikte und Probleme, die Kinder und Jugendliche im Umgang mit Zuschreibungen qua Geschlecht haben, zu erkennen – und ihnen zugleich Raum für eigene Lösungsversuche zu gewähren – ist vielleicht die eigentliche Professionalisierungsherausforderung einer geschlechterreflektierenden Pädagogik« (Voigt-Kehlenbeck 2001, S. 252).

Damit stellt die Implementierung von Gender Mainstreaming auf der Ebene der Praxis, der Projekte und Maßnahmen die größte Herausforderung dar, geht dieser Prozeß hier im entscheidenden und weitreichenden Maße über Ansätze administrativer und organisationsbezogener Steuerungsverfahren hinaus.

II.3 Gender Mainstreaming in den unterschiedlichen Handlungsfeldern der Kinder- und Jugendhilfe

Die Implementierung von Gender Mainstreaming in die Institutionen der Kinder- und Jugendhilfe verlangt nicht nur die Umsetzung von Verfahren, die auf den benannten unterschiedlichen Ebenen relevant werden. Ihre Verankerung erfordert in einem weiteren Schritt eine genauere inhaltliche Bestimmung und Präzisierung. Gender Mainstreaming ist keine Strategie, die als allgemeines Rasterverfahren den Trägern und Institutionen in den unterschiedlichen Handlungsfeldern der Kinder- und Jugendhilfe auferlegt werden könnte, sondern benötigt eine »paßgenaue« Spezifizierung mit Blick auf die unterschiedlichen Ausrichtungen und Aufgabenstellungen der einzelnen Handlungsfelder und ihrer gesetzlichen Zuständigkeiten, d.h. die Umsetzung von Gender Mainstreaming verlangt zunächst eine Analyse und Beschreibung dahingehend, welche Aufgabenstellung bezogen auf welche Handlungsfelder der Kinder- und Jugendhilfe mit ihr in Auftrag gegeben werden. Mit anderen Worten: Sie muß in einem ersten Schritt bezogen auf die jeweiligen unterschiedlichen Aufgabenstellungen und Ausrichtungen *inhaltlich* spezifiziert werden. Es muß erwogen werden, was die Aufgabe der Herstellung von Chancengleichheit bezogen auf die jeweiligen Handlungsfelder bedeutet und wie die unterschiedlichen Ansatzpunkte von Gender Mainstreaming im Blick auf welche Handlungsfelder konturiert werden können. Damit wird nicht nur der Komplexität der Aufgaben der Kinder- und Jugendhilfe Rechnung getragen, unter die bekanntermaßen ja nicht nur die »klassischen« Aufgabenbereiche der Jugendarbeit, Jugendsozialarbeit und Jugendverbandsarbeit subsumiert sind, sondern auch die Hilfen zur Erziehung mit ihren vielfältigen Aufgabengebieten, die Förderung

der Erziehung in der Familie, die Kindertageseinrichtungen und -betreuung etc. Neben der Beachtung der heterogenen Ausrichtungen und Aufgabenstellungen der einzelnen Handlungsfelder müssen im Zuge der Implementierung von Gender Mainstreaming auch die unterschiedlichen lokalen und institutionellen Settings der Kinder- und Jugendhilfe, die unterschiedlichen Vernetzungen mit anderen Institutionen, die differierenden Rahmenbedingungen der einzelnen Handlungsfelder sowie ihre unterschiedlichen Finanzierungsmodalitäten und Bedingungen der gesetzlich festgelegten Leistungserbringung Berücksichtigung finden.

Allein der Blick auf die traditionellen Aufgabenfelder der Jugendarbeit, Jugendverbandsarbeit und Jugendsozialarbeit (§ 11-13 KJHG) läßt erkennen, daß die Implementierung von Gender Mainstreaming, was ihre inhaltliche Spezifizierung betrifft, auf jeweils unterschiedliche Aufgabenstellungen und verschiedene Problematiken verweist. Auch ist bei dieser Differenzierung zu berücksichtigen, daß in der Bestimmung dieser Handlungsfelder unterschiedliche Zielgruppen von Jugendlichen benannt werden. So sollen in den Schwerpunktbereichen der Jugendarbeit, wie sie im KJHG aufgeführt werden, im Prinzip alle Jugendlichen angesprochen werden, obwohl die Jugendarbeit realiter immer mehr unter Druck gerät, problemgruppenorientiert zu arbeiten (Gawlik/Krafft/Seckinger 1995, S. 79). Jugendarbeit sollte sich im Blick auf alle Mädchen und Jungen vorrangig als Lernfeld für soziale, kulturelle und politische Partizipation konstituieren. Dagegen ist das Feld der Jugendsozialarbeit in seinen unterschiedlichen Facetten ausschließlich auf die Zielgruppe der benachteiligten Jugendlichen bezogen, um ihnen Unterstützung bei der schulischen und beruflichen Ausbildung zu gewähren, um ihre Integration in die Arbeitswelt zu befördern und um ganz generell ihre soziale Integration in die Gesellschaft zu ermöglichen. Diese (idealtypische) Differenzierung der unterschiedlichen Zielgruppenansprache wird auch für die Suche nach Ansatzpunkten von Gender Mainstreaming relevant, weil sich die Lebenslagen der Jugendlichen, der Mädchen wie der Jungen insgesamt in beiden Handlungsfeldern durchaus bedeutend unterscheiden können. Anders als in diesen beiden vorzugsweise hauptamtlichen Handlungsfeldern setzt die Bestimmung der Jugendverbandsarbeit dagegen auf das Prinzip der Selbstorganisation ihrer Mitglieder und Mitgliederinnen, die eigenverantwortlich und zum größten Teil ehrenamtlich im Sinne der eigenen Interessenslagen Angebote umsetzen. Diese unterschiedliche Zielgruppenausrichtung, die auch gebunden ist an andere inhaltliche Schwerpunkte in den Feldern der Jugendarbeit, Jugendsozialarbeit und Jugendverbandsarbeit, spielt bei der Frage, welcher inhaltlichen Natur die Aufgabenstellungen sind, die durch die Implementierung von Gender Mainstreaming aufgeworfen werden, eine wesentliche Rolle.

Darüber hinaus sind aber auch andere Unterschiede zwischen den benannten Handlungsfeldern von Bedeutung. So ist diesbezüglich z.B. auf die Differenz der institutionalisierten, d.h. hauptamtlichen Jugendarbeit und der zumeist ehrenamtlichen Arbeit in den Jugendverbänden verwiesen. Daß die Implementierung von Gender Mainstreaming erfolgreich in die Prozesse der hauptamtlich durchgeführten Jugendarbeit integriert werden kann, ist nicht von der Hand zu weisen. Dagegen scheint die Frage, wie diese Strategie in den Abläufen der vorrangig ehrenamtlich durchgeführten Jugendverbandsarbeit berücksichtigt werden kann, durchaus komplizierter. Da Gender Mainstreaming hier nicht eingebunden werden kann in institutionelle Prozesse, sondern gebunden ist an das Eigeninteresse der Jugendlichen in den Verbänden, muß in diesem Handlungsfeld nach anderen Anknüpfungspunkten gesucht werden, über die diese Strategie eingeführt und verankert wird. Bei Ansätzen der Integration von Gender Mainstreaming in die Jugendverbandsarbeit muß auf die Grundvoraussetzung ehrenamtlicher Arbeit Bezug genommen werden, d.h. es muß konzeptionell bedacht werden, wie Gender Mainstreaming an die jeweiligen (aktuellen) Interessen der Mädchen und Jungen in den Verbänden anknüpfen könnte, auf denen die Jugendverbandsarbeit basiert, da diese von den Jugendlichen selbst durchgeführt wird. Auch ist eine strukturelle, nachhaltige Verankerung dieser Strategie, wie sie auch für die Handlungsfelder der Kinder- und Jugendhilfe avisiert ist, bezogen auf die skizzierte Differenzierung der beiden Handlungsfelder durchaus unterschiedlich zu bewerten. So sollte es durchaus gelingen, Gender-Mainstreaming-Prozesse in der institutionalisierten, hauptamtlichen Jugendarbeit zu implementieren. Dagegen erscheint die Aufgabe der nachhaltigen, strukturellen Verankerung für die Jugendverbandsarbeit nur begrenzt umsetzungsfähig, da diese weder über ähnliche institutionelle Strukturen verfügt noch eine vergleichbare über angestellte MitarbeiterInnen abgesicherte, personelle Kontinuität gegeben ist. Gerade die ehrenamtlich durchgeführte Jugendverbandsarbeit zeichnet sich bekanntermaßen durch eine hohe Fluktuation ihrer beteiligten Akteure und Akteurinnen aus, die ja den Hauptanteil der Arbeit in den Verbänden leisten. Diese geringe professionelle Steuerungsfähigkeit der Jugendverbandsarbeit ist dem Ziel einer kontinuierlichen und nachhaltigen Implementierung von Gender Mainstreaming an sich nicht gerade förderlich ist. Für die Jugendverbandsarbeit müssen deshalb mit hoher Wahrscheinlichkeit andere Schwerpunkte im Blick auf die Integration von Gender Mainstreaming gesetzt werden, d.h. auch, mit der Umsetzung von Gender Mainstreaming in der ehrenamtlich durchgeführten Jugendverbandsarbeit müssen andere Wege beschritten werden, als dies in der hauptamtlichen Jugendarbeit der Fall ist. Gerade im Feld der Jugendverbandsarbeit sind kontinuierliche Förderanreizsysteme für die Umsetzung von Gender Mainstreaming vor allem auf der Ebene der Projekte und Maßnahmen vonnöten, um ein Eigeninteresse der Jugend-

lichen an geschlechtsbezogenen Aktivitäten zu provozieren und systematisch zu fördern. Nur unter Berücksichtigung dieser Grundvoraussetzung ehrenamtlicher Arbeit, kann in diesem Handlungsfeld die Integration von Gender Mainstreaming gelingen.

Daß solche Differenzen zwischen einzelnen Handlungsfeldern, die hier nur exemplarisch skizziert werden konnten, für die Implementierung von Gender Mainstreaming nicht ganz unerheblich sind, macht sich z.B. auch an unterschiedlichen kontextuellen Einbindungen der jeweiligen Handlungsfelder der Kinder- und Jugendhilfe fest. Während etwa die Projekte und Einrichtungen der Jugendarbeit in der Regel ausschließlich über kommunale Jugendämter oder andere zuständige Ämter gefördert werden und Kooperationen mit anderen Trägern der Jugendhilfe und jugendhilfefernen Institutionen aufgrund jeweils notwendiger, arbeitsbezogener Anforderungen eingegangen werden, ist die Existenz einer kontextuellen Vernetzung für das Handlungsfeld der Jugendsozialarbeit dagegen grundsätzlicher Natur. Zwar gilt die Jugendsozialarbeit als zentrales Aufgabenfeld der Kinder- und Jugendhilfe. Dieses ist aber finanztechnisch mit anderen Institutionen, vornehmlich den Arbeitsämtern verwoben und unterliegt unterschiedlichen rechtlichen Förderstrukturen und ihren jeweiligen Förderinstrumenten. Die Implementierung von Gender Mainstreaming ist bezogen auf das Handlungsfeld der Jugendsozialarbeit und besonders ihrem Kernbereich der Jugendberufshilfe bedeutend vielschichtiger. Infolge der primären Ausrichtung ihrer Aufgabenstellung auf den Arbeitsmarkt muß hier der gesamte kontextuelle Rahmen notwendigerweise mit berücksichtigt werden. Diese Strategie wird in der Jugendsozialarbeit – so kann man vermuten – nur dann erfolgreich implementiert werden können, wenn sie nicht isoliert auf dieses Handlungsfeld der Kinder- und Jugendhilfe abzielt, sondern von vornherein als Koproduktion mit dem Arbeitsamt angelegt ist, aber auch die Institution Schule als gleichsam vorbereitende Institution mit berücksichtigt wird. Gerade für das heterogene Feld der Jugendsozialarbeit ist in bezug auf Gender Mainstreaming relevant, daß die Jugendsozialarbeit nicht nur ein ressortpolitisches, sondern vor allem ein querschnittspolitisches Instrument der Jugendpolitik ist. Mit Gender Mainstreaming ergeben sich im Blick auf das Handlungsfeld der Jugendsozialarbeit zunächst einmal Anforderungen an die Politik auf administrativer und organisatorischer Ebene, mit denen die Handlungskompetenzen der Kinder- und Jugendhilfe überschritten werden. Diese zielen auf »entsprechende Veränderungen in der Arbeitsmarkt- und Sozialpolitik – und konkreter, auf Änderungen der Vorgaben der Bundesanstalt für Arbeit« (Krafeld 2002, S. 13).

Die Differenzen zwischen den unterschiedlichen Handlungsfeldern der Jugendhilfe können also für die Implementierung von Gender Mainstreaming selbst bei so »benachbarten« Feldern wie Jugendarbeit, Jugendverbandsarbeit und Jugendsozialarbeit bedeutsam werden. Aber selbst innerhalb bestimmter Handlungsfelder können durch unterschiedliche institutionelle Settings oder institutionelle Fördermodalitäten die Möglichkeiten und Ansatzpunkte für die Umsetzung der neuen geschlechterpolitischen Strategie variieren. So ist es z.B. im Kontext der politischen Jugendbildungsarbeit für die Realisation von Gender Mainstreaming – zumindest auf der praxisbezogenen Ebene – nicht ganz unerheblich, ob die Träger in diesem Handlungsfeld vorrangig mit freien Ausschreibungen operieren oder nicht. Da die Gender-Thematik bei jungen Frauen und Männern zur Zeit einen stigmatisierenden Nachklang hat und als Diskriminierungsproblematik abgelehnt wird (Genther 2001, S. 27), haben allein die unterschiedlichen Ausschreibungsmodalitäten der Träger in der politischen Jugendbildung mit hoher Wahrscheinlichkeit Einfluß auf die praktische Umsetzung dieser Strategie.

Ein weiterer bedeutsamer Faktor für die Implementierung von Gender Mainstreaming ist durch die jeweilige geschlechtsbezogene Zusammensetzung des Personals gegeben. Zwar sind insgesamt in der Kinder- und Jugendhilfe deutlich mehr Frauen als Männer als Hauptamtliche tätig, aber diese ungleiche Repräsentation von Frauen und Männern kann von Handlungsfeld zu Handlungsfeld variieren. So läßt sich z.B. nach zwei Blickrichtungen die Offene Jugendarbeit vorrangig als männliches Tätigkeitsfeld klassifizieren, während die Arbeit in Kindergärten und Horten als klassischer Frauenberuf gilt (Scherr 2001b, S. 89). Daß die jeweilige Repräsentation der Geschlechter in unterschiedlichen Arbeitsgebieten gebunden ist an die Inhalte der Arbeitsgebiete und gleichfalls keinen unerheblichen Einfluß hat auf die professionelle Alltagspraxis in Berufen, ist auch im Blick auf die Realisation von Gender Mainstreaming zu berücksichtigen. Auch ist hierbei zu beachten, daß die ungleiche Repräsentation der Geschlechter sich gleichfalls auf den unterschiedlichen Hierarchieebenen abbildet. Während die konkrete Face to Face-Arbeit vorrangig in den Händen der Mitarbeiterinnen liegt, sind die Leitungspositionen oft mit Mitarbeitern besetzt.

Im Zusammenhang mit diesen Fragestellungen weist in der Kinder- und Jugendhilfe vor allem der Bereich der Kindertagesstätten eine signifikant ungleiche, geschlechtsbezogene Repräsentation auf: »Von den fast 230.000 Beschäftigten in den alten Bundesländern sind 96,2 % weiblich, in den neuen Bundesländern sind es 96,4 % von 83.000 Beschäftigten« (Faulstich-Wieland 2001a, S. 122). Das Handlungsfeld der Kindertagesstätten ist also ein ausschließlich weibliches Territorium, mit – und das kann man fast automatisch hinzufügen – entsprechenden niedrigen

Gehältern, geringem sozialen Ansehen und mangelnden Aufstiegsmöglichkeiten. Besonders für die Jungen, aber auch für die Mädchen bedeutet die fast ausschließliche Präsenz von Frauen in diesem Handlungsfeld der Kinder- und Jugendhilfe, daß sie keine erwachsenen männlichen Ansprechpartner in diesem für sie wichtigen Lebensort vorfinden und sich ihnen zudem unter der Hand einprägt, daß Arbeit und Beschäftigung mit Kindern »Frauenarbeit« ist. (Während im Kontext der Familienarbeit geschlechtsbezogene Zuschreibungen und Zuständigkeiten langsam porös werden, und die Aufteilung der ehemals Frauen zugeschriebenen Hausarbeit zumindest harten »Aushandlungsprozessen« unterliegt, werden sie im Bereich der Kindertagesstätten infolge der weiblichen Dominanz weiterhin stabilisiert.)

Die ungleiche personelle Besetzung in Kindertagesstätten und Horten erscheint zudem flankiert durch Geschlechterungleichheiten in der Alltagspraxis dahingehend, daß trotz einer großen anzutreffenden Bandbreite im Verhalten der Mädchen und Jungen das Geschlechterverhältnis und das entsprechende Geschlechterverhalten in Kindertagesstätten eher traditionell und hierarchisch bestimmt ist. Dieser Mangel an Gleichberechtigung – so konstatieren Hanna Permien und Kerstin Frank in einer umfangreichen Studie über das Geschlechterverhalten und das Geschlechterverhältnis in Großstadthorten – »ist den meisten Erzieherinnen wenig bewußt und/oder nicht wichtig. Entsprechend wenig arbeiten sie ihm auch entgegen«⁴ (zit. in: ebenda, S. 128). Auch wenn es bisher keine Untersuchungen dazu gibt, wie genau die weibliche Dominanz auf der Ebene des Personals mit der professionellen Alltagspraxis der Erzieherinnen korreliert und welche Auswirkungen diese Dominanz im Sinne von Vor- und Nachteilen für die Jungen und Mädchen hat, werden die beschriebenen Faktoren im Bereich der Kindertagesstätten bedeutsam für die Implementierung von Gender Mainstreaming. Gerade bezogen auf dieses Handlungsfeld – aber dieser Tatbestand könnte insgesamt für die Kinder- und Jugendhilfe relevant werden, sollte sich der Trend fortsetzen, daß zunehmend weniger Männer eine Arbeit in diesen pädagogischen Aufgabengebieten suchen – evoziert die Aufgabe der Umsetzung von Gender Mainstreaming eine paradoxe Situation. Im Sinne eines ausgewogenen Verhältnisses zwischen den Geschlechtern in den Handlungsfeldern der Kinder- und Jugendhilfe und im Blick auf die *Wirkungen*, die die vorfindbare unausgewogene Repräsentanz auf ihre Adressaten und Adressatinnen hat, wäre es gerade bezogen auf das Aufgabefeld der Kindertagesstätten notwendig, deutlich mehr männliche Erzieher dafür

⁴ Ähnliche Befunde zur Geschlechterthematik in Kindertagesstätten werden gleichfalls von anderen, neueren Untersuchungen bestätigt (Faulstich-Wieland 2001a).

zu gewinnen, hier tätig zu werden. Da Gender Mainstreaming aber als übergeordnetes Ziel die Realisation von Chancengleichheit zwischen den Geschlechtern verfolgt, führt dieser Weg in eine (politische) Sackgasse, denn es kann nicht im Sinne dieser geschlechterpolitischen Strategie sein, daß in ihrer Folge Frauenarbeitsplätze reduziert werden, d.h. Frauenarbeitsplätze mit Männern besetzt werden und damit das ungleiche gesellschaftliche Beschäftigungsverhältnis zwischen Männern und Frauen weiter stabilisiert wird. Im Bereich der Kindertagesstätten, aber das gilt insgesamt in abgeschwächter Form für die gesamte Kinder- und Jugendhilfe aufgrund der Überproportionalität von Frauen in diesen Arbeitsbereichen, kollidiert ein pädagogisch wertvolles Interesse mit strukturell ungleichen, beschäftigungspolitischen Verhältnissen.

Da die Implementierung von Gender Mainstreaming sich ausdrücklich nicht *gegen* Frauen richten kann, benennt Faulstich-Wieland zwei Stränge, die bezogen auf das Aufgabefeld der Kindertagesstätten vorrangig zu verfolgen wären: Die Vermittlung von Gender-Kompetenzen in den Aus- und Fortbildungen von ErzieherInnen, deren Konzepte allerdings so konzipiert werden müßten, daß sie ausdrücklich der Verfestigung von Geschlechtsstereotypen entgegenwirken,⁵ und die Überprüfung der Konzeptionen, mit denen die Einrichtungen der Kindertagesstätten arbeiten. Ähnlich wie im schulischen Bereich einzelne Schulen konkrete Schulprofile erarbeitet haben, könnten auch die jeweiligen Einrichtungen im Bereich der Kindertagesstätten Umsetzungsstrategien von Gender Mainstreaming in Form einer konzeptionellen Befragungsstruktur verankern, in die die Geschlechterperspektive integriert wird (ebenda, S. 128). Dies würde nicht nur die Arbeit in den Einrichtungen professionalisieren, sondern wäre auch ein Baustein, die Gender-Kompetenzen der MitarbeiterInnen zu erhöhen.

Neben der Frage nach der unterschiedlichen personellen Struktur, die in den unterschiedlichen Handlungsfeldern der Kinder- und Jugendhilfe gegeben ist, spielt für die Implementierung von Gender Mainstreaming auch eine Rolle, welche Tradition das Geschlechterthema in den unterschiedlichen Handlungsfeldern hat. Auch diesbezüglich zeigen sich bedeutsame Differenzen. Vorab solcher Differenzen fällt aber ein Tatbestand ins Auge, der grundsätzlicher Natur ist und essentiell die gesamte Kinder- und Jugendhilfe betrifft: *Das Geschlechterthema ist in der Kinder- und Jugendhilfe zum Synonym spezifischer Angebotsformen von Mädchenarbeit und*

⁵ In Bezug auf die vorhandenen Fortbildungskonzeptionen in Kindertagesstätten, die das Geschlechterthema integrieren sieht Faulstich-Wieland einen nicht unerheblichen Veränderungsbedarf.

Jungenarbeit geworden. Eine geschlechterdifferenzierte Jugendhilfe wird gleichgesetzt mit der Etablierung von geschlechtshomogenen Räumen für Mädchen und für Jungen, d.h. der Ansatz der Geschlechterdifferenzierung wurde gleichgesetzt mit Formen der Geschlechtertrennung.

Dieser Vorgang hat zwar in seinen Anfängen bedeutende positive Effekte gezeitigt, weil in dessen Folge die Wahrnehmung des Geschlechts überhaupt zum Thema der Kinder- und Jugendhilfe geworden ist, läßt heute aber einen paradoxen Dualismus dahingehend erkennen, daß geschlechtsbezogene Arbeit an die Handlungsfelder der Mädchen- und Jungenarbeit delegiert wird, während die gesamte, restliche Kinder- und Jugendhilfe von geschlechtsbezogenen Fragestellungen »entlastet wird«. Formen einer reflexiven Koedukation (Faulstich-Wieland), wie sie im Rahmen der Schulpädagogik entwickelt wurden, sind im Rahmen der Kinder- und Jugendhilfe kein Thema der Auseinandersetzung. Tragfähige Konzepte und Modelle einer reflexiven Koedukation sind in den unterschiedlichen Handlungsfeldern erst in Anfängen (Genthner 2001) entwickelt, bzw. fehlen in der Kinder- und Jugendhilfe fast vollständig. Selbst vereinzelte Versuche und »Vorstöße koedukative Räume geschlechtsspezifisch zu qualifizieren, enden immer wieder in punktuellen Maßnahmen der Geschlechtertrennung. Im Zuge dessen verliert sich die Auseinandersetzung um eine geschlechtsspezifisch qualifizierte Jugendhilfe und die Umsetzung des § 9,3 KJHG oft genug im Streit um die Durchsetzung von Mädchen- und/oder Jungenangeboten« (Rose 2000b, S. 20). Verschärfend kommt in dieser Konstellation hinzu, daß die Frage der Geschlechtertrennung in vielen Fällen nach wie vor als politische Fragestellung firmiert, die im Rückbezug auf die Anfänge der neuen Frauenbewegung den Prämissen des Separatismus geschuldet bleibt. Der Ansatz der Geschlechtertrennung wird in der Kinder- und Jugendhilfe in vielen Fällen weiterhin in Bezug auf die feministische Gesellschaftskritik der 70er und 80er Jahre proklamiert und weniger mit Bezug auf die konkreten Lebenslagen ihrer AdressatInnen begründet und von ihren Wünschen und Bedürfnissen abgeleitet. Die Herstellung einer geschlechterdifferenzierenden Kinder- und Jugendhilfe gilt nach wie vor in den meisten Fällen als ideologisches Projekt und bleibt damit eine »Gesinnungsfrage«.

Die Verankerung der Geschlechterfrage in der Kinder- und Jugendhilfe zeigt also ein relativ einseitiges Bild. Etabliert hat sie sich vor allem als Mädchenthematik und institutionalisiert in Formen von Mädchenarbeit. Mädchenarbeit als Handlungsfeld ist heute nach zähen Kämpfen ein wesentlicher Bestandteil in den Bereichen der Jugendarbeit, obwohl Mädchenangebote inzwischen auch in anderen Jugendhilfefeldern implementiert wurden. Auch zeigt sich Mädchenarbeit als ein Handlungs-

feld, das tendenziell bei den unterschiedlichen Trägern und Verbänden institutionalisiert ist, selbst wenn die Art und Weise ihrer Repräsentation mit der faktischen Institutionalisierung nicht unbedingt deckungsgleich ist. Dagegen gilt Jungenarbeit zwar in der Zwischenzeit als anerkanntes Handlungsfeld, das auch offiziell in den Kanon der Handlungsfelder der Kinder- und Jugendhilfe aufgenommen wurde (so z.B. in den neuen Richtlinien des Kinder- und Jugendplans des Bundes), aber jungenspezifische Ansätze sind in der Praxis bislang kaum *angekommen* (Krafeld 2002, S. 9). Mädchenarbeit und Jungenarbeit sind also in unterschiedlicher Art und Weise institutionalisiert.

Doch selbst bezogen auf die Mädchenarbeit, als den zentralen Ort geschlechtsbezogener Arbeit, zeigen sich bedeutsame Differenzen. Auch wenn es zahlreiche mädchenpolitische Aktivitäten gegeben hat, konnte sich Mädchenarbeit als Querschnittsaufgabe der Kinder- und Jugendhilfe bis heute nur begrenzt etablieren. Mädchenprojekte und Mädchenangebote sind zwar ein wesentlicher Bestandteil der Jugendarbeit, »in zahlreichen anderen Arbeitsfeldern der Kinder- und Jugendhilfe, so in den Kindergärten, den Horten, der Heimerziehung, der Behindertenarbeit, der Schulsozialarbeit, oder auch der Jugendberufshilfe, sind Mädchenspezifische Ansätze zudem noch eher gering ausgeprägt« (Rose/Scherr 2000, S. 65). Bezogen auf die Jugendsozialarbeit und darin eingeschlossen die Jugendberufshilfe konstatiert etwa Henrik von Bothmer, daß geschlechtsspezifische Arbeit mit Mädchen und jungen Frauen und die daraus gewonnenen Erfahrungen kaum Eingang in die allgemeine, üblicherweise koedukative Praxis und ebensowenig in die Strukturen der Jugendsozialarbeit gefunden haben und dementsprechend eine geschlechterbewußte Arbeit in Form von Mädchen- und Jungenarbeit in den Regelangeboten nach wie vor die Ausnahme ist (v. Bothmer 2001, S. 461). Für die Arbeit in Kindertageseinrichtungen z.B. fallen diesbezügliche Aussagen noch negativer aus.

Als Querschnittsaufgabe der Kinder- und Jugendhilfe hat sich Mädchenarbeit nicht etablieren können. Dieser zu konstatierende Tatbestand mag zu einem großen Teil damit zusammenhängen, daß geschlechtshomogene Räume als bisher geltende Voraussetzung von Mädchenarbeit in bestimmten institutionellen Settings und in bestimmten Bereichen, wie z.B. im Kindergarten oder der Schulsozialarbeit, nicht so relativ unproblematisch einzurichten sind, wie dies in dem Feld der Jugendarbeit gelungen ist. Die schwerpunktmäßige Verankerung der Mädchenarbeit im Feld der Jugendarbeit ist aber auch dadurch zu erklären, daß das Handlungsfeld der Jugendarbeit *der Ort* war, in dessen Rahmen sich Mädchenarbeit, in Form von Mädchengruppenarbeit in den 70er und 80er Jahre als ausdrücklich autonome, feministische Mädchenarbeit, begründet hat. Ihre politischen wie pädagogischen Prämissen

und ihre (politischen) Standards wurden in diesem Feld entwickelt und formuliert. (Paradigmatisch dazu das von Monika Savier und Carola Wild erstellte Buch von 1978 »Mädchen zwischen Anpassung und Widerstand – neue Ansätze zur feministischen Jugendarbeit«.) Dem Feld der Jugendarbeit kam aufgrund dieser traditionellen Anbindung immer eine besondere Rolle zu. Die starke Präsenz der Mädchenarbeit in diesem Feld hat allerdings gleichfalls nicht dazu geführt, die Jugendarbeit insgesamt geschlechtsbezogen zu qualifizieren. Daß in der engen Anbindung der Mädchenarbeit an die Prämissen des Feminismus ein Grund zu sehen ist, warum es selbst in diesem »prominenten« Handlungsfeld nicht gelungen ist, die Geschlechterfrage in den Mainstream der Jugendarbeit zu integrieren, macht Lotte Rose deutlich. In Erwägung dessen, wo die Ansatzpunkte der Implementierung von Gender Mainstreaming liegen, konstatiert sie auch für dieses Handlungsfeld, daß:

- Die Frage geschlechtsbewußter Qualifizierung überwiegend als mädchenspezifische geführt wird.
- Mädchenarbeit und Jungenarbeit Synonyme für Sonderräume sind, die zeitlich begrenzt und durch Geschlechtertrennung, besondere Inhalte und besondere personelle Zuständigkeiten gekennzeichnet sind.
- Mädchenarbeit bis heute nur einen kleinen Teil der Mädchen, vorrangig jüngere und besonders belastete und marginalisierte weibliche Zielgruppen erreicht.
- Geschlechtsbewußte Qualifizierungsanforderungen bei den Fachkräften bis heute auf Widerstand stoßen (Rose 2001a, S. 112).

Diese von Lotte Rose kritisch angeführten Tatbestände gilt es unter den Prämissen des Gender-Mainstreaming-Ansatzes neu zu beleuchten. Wenn auch für die Kinder- und Jugendhilfe maßgebend ist, daß Gender Mainstreaming bedeutet, den »Blickwinkel der Gleichstellung zwischen Frauen (bzw. Mädchen D.M./G.v.G.) und Männern (bzw. Jungen D.M./G.v.G.) in allen Bereichen und auf allen Ebenen einzunehmen« (Krell/Mückenberger/Tondorf 2000, S. 3), dann kann diese Aufgabe nicht weiterhin allein den Handlungsfeldern der Mädchen- und Jungenarbeit übertragen werden. Eine geschlechterdifferenzierende und geschlechterreflexive Kinder- und Jugendhilfe kann dann auch nicht mehr mit dem Ansatz der Geschlechtertrennung gleichgesetzt werden. Die Integration der Geschlechterdimension in die alltäglichen Arbeitsabläufe der Projekte und Einrichtungen ist eine Aufgabenstellung, die unabhängig von einem geschlechtshomogenen oder geschlechtsheterogenen Setting zu realisieren ist, d.h. die im Zuge von Gender Mainstreaming in Auftrag gegebene Berücksichtigung der Kategorie Geschlecht als Teil des professionellen Handelns auf allen Ebenen der Kinder- und Jugendhilfe ist auf der Ebene der jeweiligen sozialpädagogischen Praxis keine Aufgabenstellung, die sich auf spe-

zifische Orte, Gruppenzusammenhänge oder Zeiten fixieren ließe (Rose 2000c, S.72). Die Aufgabe der Berücksichtigung und Integration der Kategorie Geschlecht ist übergreifend als Qualitätsmerkmal und Qualitätsstandard sozialpädagogischer Praxis zu implementieren. Gender Mainstreaming evoziert damit auch eine veränderte professionelle Haltung der Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen, die in der pädagogischen Praxis tätig sind. Daß die Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen, die Erfahrungen in Projekten der Mädchen- und Jungenarbeit haben, diesbezüglich im Vorteil sind, ist sicherlich gegeben, aber auch hier gilt: Mädchenarbeit und Jungenarbeit ist nicht allein deshalb im Sinne des Gender-Mainstreaming-Prinzips wertvoll, weil in diesen Handlungsfeldern die Kategorie Geschlecht das zentrale Zugangskriterium der Arbeit darstellt. Auch in der Mädchen- und Jungenarbeit können sich bei ihren Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen sich verewigende Wahrnehmungsformen, Deutungsraster und Bewertungsmuster im Blick auf die AdressatInnen, die Mädchen und Jungen eingeschlichen haben, die zumindest einer kritischen Überprüfung unterzogen werden sollten.

Die Strategie Gender Mainstreaming könnte hier einen Ansatzpunkt bieten, den Gender-Diskurs wieder stärker an die Analyse der Lebensrealitäten zu binden, unter denen Mädchen und Jungen leben und die transitorisch sind, d.h. statt von vornherein zu wissen und zu formulieren, *was Mädchen und was Jungen brauchen*, gelte es im Zuge von Gender Mainstreaming zunächst zu schauen, was die Lebenswelten von Mädchen und Jungen heute ausmacht und wie diese sich in ihnen arrangieren. Eine Entideologisierung der Mädchenarbeit und ihrer Diskurse hin zu einer stärkeren Lebensweltadäquanz könnte insgesamt hilfreich sein, den Vorgang der Implementierung der Kategorie Geschlecht in die professionellen Abläufe der sozialpädagogischen Praxis in den unterschiedlichen Handlungsfeldern der Kinder- und Jugendhilfe nicht nur voranzutreiben, sondern könnte gleichfalls dazu beitragen, mögliche Widerstände zu minimieren.

Neben den Differenzen zwischen den unterschiedlichen Handlungsfeldern der Kinder- und Jugendhilfe, ihren unterschiedlichen Bezügen zur Geschlechterfrage und der jeweiligen Verankerung geschlechtsbezogener Arbeitsansätze spielt des weiteren für die Implementierung von Gender Mainstreaming eine Rolle, ob die jeweiligen Träger und Verbände der Kinder- und Jugendhilfe eher in einem überregionalen Kontext arbeiten oder kommunal agieren. Da der Großteil der Projekte und Maßnahmen in der Kinder- und Jugendhilfe in einem bestimmten kommunalen Umfeld situiert ist, dort wo die Kinder und Jugendlichen ihren Alltag verbringen, ist es auch notwendig, sich der Aufgabe zu stellen, die Implementierung von Gender Mainstreaming im Blick auf das kommunale Umfeld zu durchdenken. Weil sich die

Praxis der Kinder- und Jugendhilfe in erster Linie als kommunal situierte Praxis vollzieht, ist die Frage, wie Gender Mainstreaming in das kommunale Umfeld, und damit in das Prinzip einer sozialräumlichen und lebenslagenorientierten Kinder- und Jugendhilfe integriert und in dessen Rahmen wirksam werden kann, von zentraler Bedeutung, ein Prinzip, das nicht von ungefähr bereits im 8. Jugendbericht als zentrale fachliche Leitlinie eine (erneute) und weitergehende Würdigung erfuhr.

II3.1 Gender Mainstreaming als integriertes Prinzip einer sozialräumlichen und lebenslagenorientierten Kinder- und Jugendhilfe

Der Sozialraum als Ort, wo sich die Lebenswelt von Kindern- und Jugendlichen gestaltet, wurde im Zuge des 8. Jugendberichts zu einem wesentlichen Leitbegriff der Kinder- und Jugendhilfe, und das Prinzip der Sozialraumorientierung, das unter anderen Vorzeichen in der sozialen Arbeit seit 25 Jahren als ein Konzept professioneller Tätigkeit immer präziser ausgearbeitet wurde und mittlerweile auch Eingang findet in andere Politikfelder wie Stadtentwicklung, Gesundheit, Kultur etc. (Hinte, Groppe, Litges 2002, S. 12), wurde nachfolgend zur zentralen fachlichen Leitlinie erhoben. Damit wurde der Erkenntnis gefolgt, daß nicht nur Familien und verschiedene pädagogische Einrichtungen die Entwicklung der Kinder und Jugendlichen befördern oder hemmen, sondern die soziostrukturellen Bedingungen der sie umgebenden Sozialräume gleichfalls einen wesentlichen Einfluß auf die Chancen und die Entwicklung der Heranwachsenden haben.

Das Prinzip der Sozialraumorientierung ist dabei kein grundlegend neues Konzept, sondern basiert auf verschiedenen Traditionen und Ansätzen vor allem der Gemeinwesenarbeit, die bereits vorher in der Kinder- und Jugendhilfe wirksam waren. Aber auch das von Hans Thiersch entwickelte Konzept einer lebensweltorientierten Kinder- und Jugendhilfe ging als zentraler Baustein in das Prinzip einer sozialräumlichen Kinder- und Jugendhilfe ein. Damit wurden die Aufgaben der Sozialen Arbeit in der Weise neu definiert, daß diese sich auf die Schnittstelle gesellschaftlich vorfindbarer Strukturen auf der einen Seite und subjektiver Deutungsmuster und Handlungsweisen ihrer AdressatInnen, ihren jeweiligen individuellen und gruppenspezifischen Bewältigungsmuster auf der anderen Seite zu beziehen hätte. Das Handlungskonzept der Lebenslagenorientierung gründet auf der Annahme, daß »Probleme der sozialen Arbeit verstanden werden müssen von den heutigen, konkreten Bewältigungsaufgaben, wie sich Menschen in ihrer Lebenswelt den Ressourcen und den Problemen dieser Lebenswelt stellen. Lebensweltorientierung also meint die radikale Bestimmung der Aufgaben und Dienstleistungsangebote der

Sozialen Arbeit von den AdressatInnen, von ihren Erfahrungen, von ihrem Verständnis, von den Stärken und den Belastungen in der Lebenswelt her« (Thiersch 1999, S. 18). Der Begriff der Lebenswelt evoziert, daß es hierbei im wesentlichen um »die ›inneren Landkarten‹, die ›mind maps‹ geht, die Einstellungen und Verhalten von Menschen in sozialen Räumen mit bestimmen und durch die Verfasstheit von sozialen Räumen mit bestimmt werden« (Jordan 2001, S. 9). Obwohl die Begrifflichkeiten der Sozialraumorientierung und Lebensweltorientierung in der Kinder- und Jugendhilfe oftmals synonym verwendet werden, verbergen sich hinter diesen Begrifflichkeiten Konzepte mit unterschiedlichen Ausgangspunkten und Handlungsperspektiven. Diese Differenzen, die für eine kommunal agierende Kinder- und Jugendhilfe von nicht unerheblicher Bedeutung sein können und infolge dessen auch unterschiedliche Ansatzpunkte der Implementierung von Gender Mainstreaming bieten, werden in einer aktuellen Expertise des Instituts für soziale Arbeit e.V. Münster in Form einer Gegenüberstellung wie folgt skizziert:

- »Der Begriff ›Lebensweltorientierung‹ nimmt seinen Ausgangspunkt beim Individuum. Die Lebenswelt lässt sich zunächst primär als eine individuelle verstehen: Gefragt ist die Lebenswelt des Einzelnen, analysiert werden seine räumlichen und sozialen Bezüge. Lebenswelt ist dadurch eine psychosoziale Kategorie, die die Lebensbezüge des Individuums in den Blick nimmt. Angesichts der Individualität von Lebenswelten sind diese auch räumlich flexibel zu fassen. Die individuelle Lebenswelt kann sich räumlich ausdifferenzieren in unterschiedliche Regionen je nach Mobilität des Individuums. Die Wohnregion kann dabei lediglich einen zeitlich und sozial geringen Anteil an der Lebenswelt eines Individuums einnehmen. Bei sehr geringer Mobilität können Lebenswelt und Sozialraum tendenziell stärker in Übereinstimmung stehen.
- Der Begriff ›Sozialraumorientierung‹ vermittelt demgegenüber eine infrastrukturelle Vorstellung. Als Ausgangspunkt dienen nicht die von den Individuen ausgehenden Analysen, sondern die räumliche Struktur und die in dieser räumlichen Struktur vorhandenen, zu bewertenden und zu gestaltenden infrastrukturellen Ausstattungen. Anders als bei der Lebensweltorientierung ist der Denkansatz nicht auf das Individuum gerichtet, sondern auf den geographischen und administrativen Bezug, auf dessen Grundlage Infrastruktur betrachtet wird. Somit wird auch die räumliche Flexibilität des Lebensweltkonzeptes verlassen: Mit der Sozialraumorientierung wird eine räumliche Begrenztheit konstituiert, weil nur in räumlichen Grenzen Analysen und Handlungsperspektiven konzipiert werden können« (Jordan/Hansbauer/Merchel/Schone 2001, S. 16).

Diese Differenzen sind auch für die Praxisfelder der Kinder- und Jugendhilfe produktiv aufzunehmen. Verweist der Begriff der »Lebenslagenorientierung« in der Praxis stärker auf das methodische Verhalten im Einzelfall, bei dem auch die in einem bestimmten Sozialraum vorhandenen Unterstützungspotentiale erfragt und in ihrer Bedeutung für die individuelle Lebenswelt eruiert werden können, richtet sich der Begriff der »Sozialraumorientierung« stärker auf »die Gestaltung des infrastrukturellen Rahmens, wobei für eine Sozialraumgestaltung eine – wenn möglich, systematisch geplante und praktizierte – Ankoppelung an die Erkenntnisse zu den Lebenswelten der Sozialraumbewohner gewährleistet werden sollte« (ebenda, S. 17). Für eine gelingende kommunale Kinder- und Jugendhilfe ist es also notwendig, beide unterschiedlich fokussierten Prinzipien miteinander zu verbinden. Für deren konkrete Handlungsperspektiven ist es von Bedeutung, daß sich beide Paradigmen »vom Feld zum Fall« und vom »Fall zum Feld« wechselseitig ergänzen, weil erst eine verschränkte Sichtweise, die objektive Belastungsfaktoren und subjektive Be- und Verarbeitungspotentiale berücksichtigt, es überhaupt möglich macht, »dem Problem sozialer Benachteiligung (auf dessen Abbau auch die Strategie Gender Mainstreaming hinzielt D.M./G.v.G.) unter sozialräumlicher Perspektive mit einem Konzept der sozialen Entwicklung (Empowerment) zu begegnen« (Jordan, 2001, S. 16).

Unter der Fragestellung, wie Gender Mainstreaming in das Prinzip einer sozialräumlichen und lebensweltorientierten Kinder- und Jugendhilfe eingebunden werden kann, ist es zunächst notwendig, die vorhandenen Ansätze zu beleuchten, die die Geschlechterfrage in Korrelation zum Sozialraum thematisieren. Dabei ist zunächst auffällig, daß dieser Fragestellung in erster Linie unter dem Blickwinkel der Bedeutung des Sozialraums für den Sozialisationsprozeß von Mädchen und Jungen und deren (spätere) gesellschaftliche Teilhabe nachgegangen wird. Die Aneignung sozialer Räume im Laufe des Sozialisationsprozesses wird als ein wesentlicher Faktor politischer Sozialisation gewertet und ein Wechselwirkungsprozeß zwischen Mensch und Raum dahingehend konstatiert, daß sowohl »Einflüsse von räumlich manifestierten Strukturbedingungen auf die Menschen ausgehen als auch, dass Menschen als aktiv Handelnde die (öffentlichen) Räume verändern (Nissen 2000, S. 24), d. h. auch, die Aneignung von Räumen gilt als gesellschaftlicher kultureller Akt, ist im gewissen Sinne als Form eines Kommunikationsprozesses »zwischen den sozialen Akteuren, die in dem sozialen Raum leben, und den gegebenen strukturellen, materiellen und kulturellen Bedingungen zu qualifizieren« (Chombart de Lauwe 1977, S. 6). Der Sozialraum in seiner Aneignung von Mädchen und Jungen wird in diesem Sinne nach zwei Seiten hin differenziert: in öffentliche Freiräume (Straßenraum, Parks u.a.) und institutionalisierte öffentliche Räume (Ein-

richtungen der Kinder- und Jugendhilfe, Vereine, Sportanlagen u.a.). (Diese Unterscheidung ist bedeutend, haben sich doch ganz viele Aktivitäten, die noch vor 25 Jahren auf der Straße ausgeübt wurden, inzwischen an festen Orten z.B. in Sportvereinen institutionalisiert.) Ansatzpunkt für die Thematisierung der Genderfrage ist die Vorstellung, daß unter Sozialisationsaspekten der Aneignung von Räumen nicht nur die zentrale Funktion des Handlungs- und Kompetenzerwerbs zukommt, sondern dieser Aneignungsprozeß auch bedeutend ist für die Entwicklung eines Bezugs zum eigenen Körper und der Konstruktion der kulturellen und sozialen Identität (Bütow 2000, S. 31). Mit anderen Worten: Die Aneignung sozialer Räume ist ein wesentlicher Faktor im Prozeß der Subjektwerdung der Geschlechter.

Weiter auffällig ist, daß die Frage der jugendlichen Raumaneignung im Blick auf die Konstruktion und Rekonstruktion der Geschlechterrollen, wenn die Kategorie Geschlecht überhaupt berücksichtigt wird, auch in diesem Feld fast ausschließlich als Mädchenthema behandelt wird. Selbst in neueren Darstellungen (z.B. Mack/Wächter-Scholz) wird die Geschlechterfrage nach einer allgemeinen Einführung über Jugendliche in schwierigen Sozialräumen weiter als Sonderthema unter dem Punkt »Mädchen im öffentlichen Raum« thematisiert (ebenda, S. 22). Fragen nach einer geschlechtsbezogenen Raumaneignung durch die unterschiedlichen Zielgruppen der Jungen kommen selbst in neueren Veröffentlichung gar nicht in den Blick. Auch diesbezüglich gilt: Nur Mädchen werden als Geschlecht wahrgenommen und als homogene Gruppe konstruiert, d.h. sie werden einerseits in Fragen der sozialen Raumaneignung als (geschlechtliche) Sondergruppe benannt, die von allgemeinen geschlechtsbezogenen Benachteiligungen betroffen ist. Andererseits werden sie – jenseits aller Differenzen unter Mädchen – als geschlechtshomogene Gruppe in den Blick gerückt und ganz im Einklang mit Vorstellungen einer polaren Zweigeschlechtlichkeit in Differenz zur Gruppe *der* Jungen betrachtet. Daran gebunden ist eine Vielzahl von Unterstellungen, wie sie im Hinblick auf ein differentes Raumaneignungsverhalten der Mädchen seit den Anfängen der Mädchen- und Frauenforschung immer wieder angeführt werden. Birgit Bütow hat diese Annahmen, die nach wie vor prägend sind für die Vorstellung der Raumaneignung von Mädchen und die sich ihres Erachtens als »Naturkonstanten« verewigt haben, an sechs Punkten festgemacht:

- »Mädchen spielen häufiger zu zweit, sind auf Freundinnen-Beziehungen orientiert, während Jungen eher in größeren, jungendominierten Gruppen zu finden sind.
- Mädchen orientieren sich eher in Binnen- bzw. Innenräumen und ihre Aktionsräume sind prinzipiell eingegrenzter wie die von Jungen.
- Mädchen sind weniger dominanz- und stärkeorientiert.

- Straße und öffentliche Räume für Mädchen: Sie konzentrieren sich auf soziale Nahräume von Wohnungen bzw. Institutionen (Hinterhöfe, Schulhöfe, Gärten, Parks), während die Straße eher Gefährdungs- und weniger Gestaltungs- und Selbstentfaltungsraum ist.
- Mädchen sind im öffentlichen Raum der Straße eher Anhängsel der Jungen, zeichnen sich entweder durch tradierte Rollen- und Verhaltensmuster sowie weibliche Attraktivitäts-Ideale oder durch die Anpassung an bzw. Versuche der Übernahme männlicher Werte und Verhaltensmuster.
- Mädchen auf der Straße sind sexualisierbare Objekte, wo immer noch eine Verbindung zur Prostitution hergestellt wird und damit auch eine Abwertung und Stigmatisierung von weiblicher Präsenz auf der Straße stattfindet, womit sich der Kreislauf schließt, dass die Öffentlichkeit für Mädchen ein weniger attraktiver und zudem höchst ambivalenter Ort ist« (Bütow 2000, S. 34).

Maßgebend für die Frage der Rauman eignung von Mädchen sind auch heute noch eine Reihe höchst problematischer Defizitunterstellung, infolge dessen Mädchen als benachteiligte homogene Gruppe stigmatisiert werden. Sowohl Birgit Bütow wie auch Lotte Rose u.a. kritisieren diese stark deterministischen Vorstellungen, mit dem sich ein Bild der Mädchenwelten unter der Hand zu einem empirischen Faktum verewigt hat, ein Bild, das auf überalterten Daten, Tendenzen und Mittelwerten basiert und das schleichend als allgemeine Erkenntnis verabsolutiert wurde, die immer weiter zitiert und transportiert wird (Rose 2001b, S. 71). Mit diesem Bild der Mädchenwelten wird gleichzeitig unterstellt, daß sich in den letzten 25 Jahren kaum etwas verändert hat. Die Modernisierungsprozesse weiblicher Lebenslagen (Hering 1999, Oechsle 2000) werden kaum zur Kenntnis genommen. Mädchenwelten unterscheiden sich heute aber weitgehend voneinander. Differenzen zwischen *den* Mädchen und *den* Jungen lassen sich auch bezogen auf die Aneignung sozialer Räume im Laufe des Sozialisationsprozesses heute nicht mehr in dieser vereinfachten Gegenüberstellung ausmachen: »Mädchen sind heute«, so folgert Bütow aus neueren Untersuchungen, »genauso in der Öffentlichkeit präsent wie Jungen und befinden sich in den verschiedensten jugendkulturellen Szenen und Gruppen, was sie einerseits über Jungen-Beziehungen mehr oder minder zufällig in der einen oder anderen Gruppe zugehörig macht, zum anderen werden sie mit Freundinnen bewusst, im Zusammenhang mit bestimmten Sympathien und Präferenzen ausgesucht« (Bütow 2000, S. 58). Auch bezüglich der Frage nach der Aneignung sozialer Räume gilt, daß die Kategorie Geschlecht zwar nach wie vor eine wesentliche Kategorie ist, die den Lebensalltag der Mädchen prägt, aber andere soziale Kategorien, wie das jeweilige Alter, die Frage der Schichtzugehörigkeit, die ethnische Herkunft, letztlich der Tatbestand, wieviel ökonomisches, soziales und kulturelles Kapital (Bour-

dieu) gegeben ist, für den Vorgang der Rauman eignung der Mädchen wie der Jungen bestimmend sind. Differenzierungen werden notwendig, wo bisher eindeutige geschlechtsbezogene Zuschreibungen wirksam waren.

Für die Implementierung von Gender Mainstreaming als Prinzip einer sozialräumlichen und lebensweltorientierten Kinder- und Jugendhilfe bedeutet dies, daß es zunächst notwendig ist, eine entsprechende Gender-Kundigkeit zu entwickeln. Gender-Kundigkeit meint ein Wissen über die vielfältigen Lebenswirklichkeiten beider Geschlechter und Kenntnisse darüber, wie die soziale und ökonomische Infrastruktur des jeweiligen Sozialraums Einfluß hat auf den Lebensalltag von Mädchen und Jungen und wie beide Geschlechter diese Infrastruktur nutzen. Trotz vereinzelter Anstrengungen der Integration der Kategorie Geschlecht in den Mainstream einer sozialräumlichen Kinder- und Jugendhilfe ist diese Integration nach wie vor ein Desiderat. Noch gibt es keine, so konstatiert Lotte Rose, »systematische Auseinandersetzung dazu, wie die Sozialraumorientierung geschlechtergerecht zu qualifizieren ist – sieht man von knappen Verweisen auf die Beschränktheit der weiblichen Sozialräume oder von einzelnen isolierten Frauenforschungsbeiträgen in den Publikationen zur Sozialraumorientierung ab (Bitzan 1998)« (Rose 2001b, S. 68).

Wesentlich wird es sein, eine sozialräumliche Gender-Kundigkeit zu entwickeln, die sich an den konkreten, strukturellen wie individuellen Lebenslagen von Mädchen und Jungen in bestimmtem Sozialräumen orientiert. Einerseits sind Konzepte einer Sozialraumanalyse im Sinne der Verbindung des Prinzips der Sozialraumorientierung und Lebenslagenorientierung zu entwickeln, mit denen es möglich wird, sowohl die öffentliche Infrastruktur in ihrer Verknüpfung von öffentlichen Freiräumen und institutionalisierten öffentlichen Räumen unter dem Blickwinkel der Geschlechterperspektive zu analysieren. Andererseits sind die vielfältigen und differentiellen Formen der Ausgestaltung der Lebenswelten zu beachten, die zwischen den Mädchen und zwischen Jungen wie zwischen den Mädchen und zwischen den Jungen variieren können. Da der Sozialraum nicht nur ein bebauter, bewohnter und administrativ strukturierter Raum, sondern immer auch ein wahrgenommener und erlebter Raum ist (Jordan 2001, S. 17), kann der gleiche Sozialraum für potentiell unterschiedliche Zielgruppen von Mädchen und Jungen, jungen Frauen und jungen Männern durchaus gleich, aber auch unterschiedlich empfunden und als Lebenswelt definiert werden. Wie die subjektive Empfindung der Lebenswelt und die Bewertung der Lebensqualität in einem konkreten Sozialraum ausfällt und wie dieser Raum als öffentliche Ressource jeweils von Mädchen und Jungen, jungen Frauen und jungen Männern jenseits der »objektiven« Gegebenheiten genutzt wird, kann jeweils unterschiedlich aussehen und auch vorhandenen, allgemeinen Erkennt-

nissen widersprechen (z.B. kann der Tatbestand, daß insgesamt in Einrichtungen der Offenen Jugendarbeit Jungen deutlich dominieren, im kommunalen »Einzel-fall« nicht gegeben sein. So kommt es durchaus vor, daß das örtliche Jugendzentrum in bestimmten Kommunen vorrangig von jüngeren Mädchen frequentiert wird). Auch diesbezüglich gilt, mögliche Geschlechterdifferenzen, wie auch andere Differenzierungen, sind in einem kommunalen Kontext erst zu ermitteln. Vorhandene scheinbar gesicherte Wissensbestände über die Lebenswelten der Geschlechter müssen auch bezogen auf einen konkreten Sozialraum in Frage gestellt und überprüft werden.

Bezogen auf die Entwicklung einer sozialräumlichen Gender-Kundigkeit sind Ansätze der geschlechtsbezogenen Beobachtung, Erkundung und Analyse des Sozialraums gefordert, die einerseits über ein bloßes Alltagswissen hinausgehen, aber andererseits vermeiden, von vermeintlich sicheren Vorannahmen über *die* Mädchen und *die* Jungen auszugehen. Die Integration der Kategorie Geschlecht in Konzepte der Sozialraumanalyse verlangt dabei mehr als die Berücksichtigung beider Geschlechter bei der Auswahl geeigneter Erhebungsinstrumente im Rahmen der kommunalen Jugendhilfeplanung, dem *zentralen* Ort der Realisation von Gender Mainstreaming in einem konkreten Sozialraum (Liebe 2001, Bohn 2002). Auch geht diese Anforderung entscheidend über das Ausweisen geschlechterdifferenzierender Statistiken hinaus, obwohl die Jugendhilfeplanung selbst dieser minimalen Anforderung in vielen Fällen nicht gerecht wird. Die Aufstellung geschlechtsbezogener Statistiken markiert nur einen kleinen Baustein innerhalb der Umsetzung dieser Strategie. Geschlechterdifferenzierende Statistiken bilden die Wirklichkeit nicht ab, sondern sind ein wirksames Hilfsmittel, das allerdings einer präzisen Interpretation bedarf.

Die Entwicklung einer sozialräumlichen »Gender-Kundigkeit« ist ein komplexeres Unterfangen, setzt diese doch im Rahmen der Kinder- und Jugendhilfe sowohl ein empirisches Wissen über die Lebenslagen von Mädchen und Jungen, jungen Frauen und jungen Männern voraus als auch die Fähigkeit, von einmal angenommenen Erkenntnissen und Theorien wieder zu abstrahieren und flexibel auf durchaus schnelleren Veränderungen in einem konkreten Sozialraum reagieren zu können. Dazu gehört in diesem Zusammenhang auch, den geschlechterdifferenzierenden Blick selbst wieder in Frage zu stellen und als eigene Konstruktion, sozusagen als eigenes spezifisches Erhebungsinstrument kritisch zu befragen.

Die Durchsetzung einer geschlechterbewußten sozialräumlichen Kinder- und Jugendhilfe macht es nötig, schreibt Lotte Rose, »soziale Veränderungen aufzuneh-

men, sich immer wieder von einmal gewonnenen »Wahrheiten« zu verabschieden, mehr noch: Sie muß die unentwegten Veränderungen auch konzeptionell reflektieren, die Angebotsinfrastruktur der Jugendhilfe immer wieder neu zielgruppenpassend zuschneiden« (Rose 2001b, S. 72). Ein solches Vorgehen bedeutet auch, die Sozialräume und Lebenswelten der Mädchen und Jungen immer wieder neu kennenzulernen, da sie sich ständig wandeln und von den dort lebenden Jugendlichen kontinuierlich neu gestaltet und »erfunden« werden (Schrapper 2001, S. 79). Im Zeitalter der Individualisierung und dem Wandel der vielfältigen jugendkulturellen Szenen und Stile muß eine sozialräumliche Kinder- und Jugendhilfe ihre jeweiligen Zielgruppen immer wieder neu konturieren, ihre Angebotsinfrastruktur überprüfen und gegebenenfalls modifizieren. Diese Zielgruppenspezifizierung ist geschlechtsübergreifend, aber auch in Bezug auf die Spezifizierung der beiden Geschlechtergruppen zu leisten. Um dabei nicht dem Weg der Zuschreibungen angenommener Geschlechterdifferenzen aufzusitzen und infolgedessen an der Fortschreibung des Tatbestands einer »natürlichen«, polaren Zweigeschlechtlichkeit mitzuwirken, ist es notwendig, mit einem offenen, entnormierten Blick das Geschlechterverhältnis in Augenschein zu nehmen, einem Blick, der auch die jugendkulturellen Bewegungen jenseits des rigiden Systems der Zweigeschlechtlichkeit registriert.

Da sich die Lebenswirklichkeit Jugendlicher als eine lokal situierte Praxis vollzieht, auch wenn nur ein Teil ihrer Lebenswelt mit dem administrativ festgelegten Sozialraum übereinstimmt, muß sich die Kinder- und Jugendhilfe an den konkreten AdressatInnen, d. h. an den Mädchen und Jungen, die in einem konkreten Sozialraum leben, an ihren jeweiligen Erfahrungen, ihren Stärken und Belastungen in ihrer jeweiligen Lebenswelt orientieren. Diese Forderung der Lebensweltorientierung, als Prinzip einer sozialräumlichen Kinder- und Jugendhilfe, provoziert die Abkehr von (pädagogisch) anzustrebenden und die Praxis leitenden Sozialisationszielen hin zu der Gestaltung eines »open space«. Unter dem in der Kinder- und Jugendhilfe geltenden Primat der AdressatInnenorientierung müssen Wege der Partizipation von Mädchen und Jungen, jungen Frauen und jungen Männern gefunden werden, die ihnen erlauben, Subjektives zum Ausdruck zu bringen. Es müssen ihnen Möglichkeiten offeriert werden, ihre Individualität jenseits starrer geschlechtsbezogener Identitätsvorgaben darstellen und entfalten zu können. Die Berücksichtigung von Gender Mainstreaming im Rahmen einer sozialräumlichen Jugendhilfe hieße auch, Mädchen wie Jungen, jungen Frauen und jungen Männern vor Ort Chancen zu eröffnen, die ihnen ermöglichen, vorgegebene Geschlechtergrenzen zu überschreiten, und die ihnen eine größere Vielfalt von identitätsstiftenden Entwicklungsoptionen jenseits vorhandener Geschlechterpositionierungen aufzeigen.

Neben der Gestaltung einer lebensweltadäquaten sozialen Infrastruktur unter Berücksichtigung möglicher geschlechtsbezogener Differenzierungen, die tragfähig und belastbar sind, damit Handlungsprobleme und Lebenskrisen von Mädchen und Jungen möglichst schon im Vorfeld aufgefangen werden können, ist der Ansatz der AdressatInnenorientierung im Sinne eines »open space« für die Implementierung der Strategie Gender Mainstreaming, die von der Handlungsmaxime der Chancengleichheit zwischen den Geschlechtern geleitet wird, zentral.

II.3.2 Ansatzpunkte von Gender Mainstreaming in den unterschiedlichen Feldern der Kinder- und Jugendhilfe

Jenseits der benannten Differenzen der unterschiedlichen Handlungsfelder, die für die Implementierung von Gender Mainstreaming wesentlich sind, und der Frage nach der Integration dieser Strategie in das Prinzip einer sozialräumlichen und lebensweltorientierten Kinder- und Jugendhilfe stellt sich die Frage, wie sich Gender Mainstreaming im Blick auf die heterogenen Handlungsfelder der Kinder- und Jugendhilfe jeweils inhaltlich spezifizieren läßt. Dabei kann es an dieser Stelle nicht darum gehen, jedes einzelne Handlungsfeld in bezug auf die Verankerung dieser Strategie durchzudeklinieren,⁶ sondern es sollen Ansatzpunkte ausfindig gemacht werden, die in durchaus unterschiedlicher Gewichtung für die einzelnen Handlungsfelder relevant sind. Damit ist auch die Frage verbunden, in welcher Form die Zielsetzung der Gleichstellung und die Herstellung von Chancengleichheit zwischen den Geschlechtern für die Kinder- und Jugendhilfe akzentuiert werden kann. Damit wird gleichzeitig dem Tatbestand Rechnung getragen, daß trotz unterschiedlicher Gewichtung bestimmte Ansatzpunkte durchaus in mehreren Handlungsfeldern von Bedeutung sein können.

Da Gender Mainstreaming in der Kinder- und Jugendhilfe nicht nur auf den administrativen und organisationsrelevanten Ebenen wirksam werden soll, sondern ganz wesentlich auch die praktische Ebene und damit die Arbeit mit den Adressaten und Adressatinnen berührt, lassen sich die Ansatzpunkte dieser Strategie nach zwei Richtungen bestimmen: Der eine Ansatzpunkt bezieht sich auf den Abbau geschlechtsbezogener Benachteiligungen auch in der Kinder- und Jugendhilfe. Der andere Ansatzpunkt betrifft die Prozesse der Identitätskonstruktionen selbst und mithin

den Vorgang der (Selbst-)Sozialisation im Blick auf die Aneignung und Darstellung differierender Geschlechtsidentitäten. Helga Bilden pointiert diese beiden Ansatzpunkte (in Anschluß an Hannelore Faulstich-Wieland) in bezug auf die Herstellung einer Balance zwischen der Dramatisierung und der Entdramatisierung von Geschlecht: »Es ist einerseits weiterhin nötig, die Machtunterschiede, Benachteiligungen und Herabsetzungen nach Geschlecht als Skandal zu betonen (Dramatisierung). Aber andererseits geht es darum, dass für Frauen und Männer, Mädchen und Jungen Entwicklungsperspektiven als Individuum, unabhängig von ihrem Geschlecht möglich werden und sie diese von PädagogInnen aufgezeigt bekommen (Entdramatisierung)« (Bilden 2001, S. 146).

Blickt man auf den ersten skizzierten Ansatzpunkt von Gender Mainstreaming, d.h. den Abbau geschlechtsbezogener Benachteiligung, und fragt danach, wo sich Machtunterschiede zwischen Mädchen und Jungen und geschlechtsbezogene Benachteiligungen zeigen, die auch im Bereich der Kinder- und Jugendhilfe relevant werden, so kommt in erster Linie der Erwerbsektor in den Blick. Unter der Perspektive des Gender-Mainstreaming-Ansatzes zeigt sich der Erwerbsektor trotz einer zunehmenden Erwerbsbeteiligung von Frauen als ein, wenn nicht *der* gesellschaftliche Bereich, der konstant von geschlechtsbezogenen Ungleichheiten geprägt ist. Während sich in vielen anderen Lebensbereichen die Lebenswelten von Mädchen und Jungen, jungen Frauen und jungen Männern annähern und die Strukturkategorie Geschlecht als Differenzkriterium an Bedeutung verliert, ist der Arbeitsmarkt immer noch deutlich geschlechtsbezogen segregiert, mit den bekannten vorherrschenden Benachteiligungen für Mädchen und Frauen. Dies bedeutet für Mädchen und junge Frauen, daß der Bildungsvorsprung, den sie inzwischen erzielt haben, sich bricht an den Strukturen des Arbeitsmarktes (Meyer 2002, S. 5).⁷ Das von ihnen angenommene »Postulat der Gleichheit« (Geissler) trifft auf ungelöste Strukturprobleme, in deren Folge die Gleichstellung der Geschlechter wieder zurückgedrängt und das traditionelle Geschlechterverhältnis strukturell stabilisiert wird. Diese über die Strukturen des Arbeitsmarktes indizierte Stabilisierung geschlechtsbezogener Benachteiligungen ist als Ansatzpunkt für Gender Mainstreaming in den Handlungsfeldern der Kinder- und Jugendhilfe auch deshalb von grundsätzlicher Bedeutung, da bereits in der Shellstudie von 1997 deutlich wurde, daß »von allen Problemen am stärksten die Probleme der Arbeitswelt die Jugend beschäftigen« (Jugendwerk der deutschen Shell 1997, S. 14).

⁶ Dies geschieht z.B. in der Reihe »Gender Mainstreaming in der Kinder- und Jugendhilfe«, die vom BMFSFJ gefördert im Votumverlag herausgegeben wird.

⁷ In einer repräsentativen Umfrage zum Stand der Gleichstellung von Frau und Mann in Nordrhein-Westfalen zeigt sich – in den Ausführungen von Mechtild Oechsle –, daß zudem Frauen wie Männer sehr genau wissen, »dass die Gleichheit im Bildungssystem ihre Grenze findet an den geschlechtsspezifischen Segmentationslinien des Arbeitsmarktes« (Oechsle 2000, S. 37).

Bezogen auf die unterschiedlichen Handlungsfelder der Kinder- und Jugendhilfe ist dieser Tatbestand vor allem für die Jugendsozialarbeit und die Jugendberufshilfe relevant, da diese Felder direkt oder indirekt auf die Integration in die Arbeitswelt, als zentraler Faktor sozialer Integration, angelegt sind. Wirft man allerdings einen Blick auf das Handlungsfeld der Jugendsozialarbeit, genauer auf das der Jugendberufshilfe, so zeigt sich, daß hier quantitativ wie qualitativ bisher kaum den strukturellen geschlechtsbezogenen Ungleichheiten entgegengewirkt wird. Nach Auswertung einer breiten Stichprobenanalyse der Bundesarbeitsgemeinschaft Jugendsozialarbeit (BAG JAW) von 1998, mit der auch das quantitative Verhältnis der geschlechtsbezogenen Inanspruchnahme der Maßnahmen dokumentiert wurde, zeigt sich, daß von den Trägern im Feld der Jugendberufshilfe über alle Maßnahmenformen hinweg 61,5 % männliche und 38,5 % weibliche TeilnehmerInnen erreicht werden (Fülbier 2001, S. 497). Dieser Diskrepanz einmal systematisch nachzugehen, wäre im Zuge von Gender Mainstreaming dringend notwendig und ist als Anforderung vor allem gegenüber den administrativen und organisationsbezogenen Ebenen geltend zu machen. Denn wie kann es sein, daß Mädchen und Frauen auf dem Arbeitsmarkt nachweisbar strukturell benachteiligt sind, die Jugendberufshilfe aber im überwiegenden Maße an der Qualifizierung männlicher junger Erwachsener orientiert ist (ebenda, S. 501)? Offensichtlich wird die Dimension von »Benachteiligung« in der berufsorientierenden Förderpolitik nicht so gedacht, daß sie strukturelle geschlechtsbezogene Benachteiligungen, auch wenn diese vielleicht vorrangig virulent werden, wenn das Jugendhilfealter überschritten ist, angemessen berücksichtigt. Das heißt aber nicht, daß Mädchen und junge Frauen insgesamt als »benachteiligte Gruppe« zu stigmatisieren wären, sondern daß die vorhandenen Rahmenbedingungen dahingehend verändert werden, daß mehr Mädchen und junge Frauen in Maßnahmenformen der Jugendberufshilfe integriert werden können, bzw. auch außerhalb dieser Maßnahmenformen im Feld der Berufsorientierung nach erweiterten Ansatzpunkten gesucht wird, damit Mädchen und jungen Frauen nicht in späteren Jahren geschlechtsbezogene Benachteiligungen erfahren.

Auch was die qualitative Dimension betrifft, ist die Jugendberufshilfe im Sinne der Zielsetzung des Abbaus geschlechtsbezogener Benachteiligungen zu modernisieren. Auch dies ist ein Prozeß, der zunächst die administrativen Ebenen genauso wie die Träger und Verbände in diesem Handlungsfeld in die Pflicht nimmt, denn es ist der Eindruck nicht von der Hand zu weisen, daß auf dem Hintergrund einer insgesamt zu engen vorfindbaren Berufspalette in der Benachteiligtenförderung hier die vorhandene geschlechtsbezogene Segregation noch einmal verstärkt anzutreffen ist. So weisen die meisten Lernangebote und Förderprogramme für benachteiligte

Mädchen und junge Frauen noch immer eine traditionell weibliche Angebotsstruktur auf, d.h. daß sich die meisten Teilnehmerinnen in überbetrieblichen Ausbildungen in der Berufsgruppe »Körperpfleger, Gästebetreuer, Hauswirtschaftliche Berufe, Reinigungsberufe« konzentrieren, obwohl ein öffentlich subventionierter Ausbildungssektor potentiell andere Steuerungsmöglichkeiten eröffnen würde (Schittenhelm 1998, S. 5). Sabine Brendel spricht in bezug auf die Zielgruppe der benachteiligten Mädchen von einer »schrittweisen Verweiblichung« ihrer Berufswahl, ein Vorgang, der während der Berufsfindungsphase aufgrund der begrenzten Berufswahlmöglichkeiten zu dokumentieren ist (Brendel 2000, S.71). Damit werden strukturell diskriminierende Gegebenheiten transformiert in subjektive Optionen. Diese Rückführung⁸ von Mädchen und jungen Frauen in typische Frauenberufe im Rahmen der Jugendberufshilfe ist aber nicht allein deswegen im Zuge des Gender-Mainstreaming-Ansatzes kritisch zu beleuchten, weil in vielen Fällen diese Berufswahl nur infolge fehlender anderer, von den Verwaltungen geförderter Maßnahmen erfolgt, sondern weil mit dieser »frauenspezifischen« Berufswahl auch eine Reidentifizierung mit traditionellen Weiblichkeitsbildern unterstützt wird. Auch die besonders von den Mitarbeiterinnen der Mädchensozialarbeit forcierte Zielsetzung der Erweiterung biographischer Handlungsoptionen wird dadurch stark eingeschränkt.

Sowohl von den Verwaltungen als auch seitens der Träger und Verbände sind im Zuge von Gender Mainstreaming Initiativen gefordert, der geschlechtsbezogenen polarisierenden Angebotsstruktur der Jugendberufshilfe entgegenzuwirken. Auch die trägerbezogenen Förderkriterien sind dabei zu überdenken, denn die Tendenz, die Förderung der Träger ohne geschlechtsbezogene Kriterien an die Quoten der Arbeitsmarktintegration ihrer Klientel zu binden, ermutigt engagierte Träger nicht dazu, sich darum zu bemühen, Mädchen wie Jungen in geschlechtsuntypische Förderangebote zu integrieren, wird damit das Risiko des Scheiterns eines solchen Versuchs gradlinig an sie weitergegeben. Im Zuge des Gender-Mainstreaming-Ansatzes müßten engagierte Träger dagegen unterstützt werden, wenn sie darauf Wert legen, Mädchen wie Jungen in ihren Maßnahmenformen ein erweitertes geschlechteruntypisches Berufsspektrum anzubieten. Was die Ebene der konkreten Praxis in dem Handlungsfeld der Jugendberufshilfe, wie auch in bezug auf berufsorientierende Angebote und Maßnahmen betrifft, die in anderen Handlungsfel-

⁸ Auch wenn ein großer Teil der Mädchen, vor allen der Migrantinnen, von sich aus die Wahl eines typischen Frauenberufes präferiert, so ist die traditionell weibliche Angebotsstruktur in der Benachteiligtenförderung auch unter der Prämisse der Zukunftsfähigkeit von Berufen zu reformieren.

dem durchgeführt werden, sollte es gerade in diesem Handlungsfeld gelingen, das Gender-Mainstreaming-Prinzip zu integrieren. Als wirksam hat sich diesbezüglich bereits die Bindung von Mitteln an Gender-Mainstreaming-Prozesse in der Antragsstellung erwiesen, wie dies z.B. seit 1999 innerhalb der EU-Strukturfonds praktiziert wird (Kolmer 2001, S. 53). Aber auch die vielfältigen Ansätze in der Jugendberufshilfe mit Hilfe differenzierter Kompetenzanalysen gemeinsam mit Jugendlichen Ziel- und Bildungswegvereinbarungen zu treffen, um individuelle und flexible Förderwege zu suchen, bieten Anknüpfungspunkte für eine geschlechterreflexive Berufsorientierung. In Anlehnung an Christine Kolmer benennt Ruth Enggruber angesichts der gegenwärtigen Entwicklung neuer Förderinstrumente in der Jugendberufshilfe Möglichkeiten der Integration der Geschlechterperspektive. Voraussetzungen dafür sind ihres Erachtens:

- »eine geschlechterreflexive individuelle Förderdiagnostik, in der umfassend und differenziert die Kompetenzen erhoben sowie soziale Ressourcen, biographische Ereignisse und Lebenslaufdaten ermittelt werden;
- geschlechterreflexiv arbeitendes Case Management;
- ein geschlechterreflexiv gestaltetes flexibles Förderangebot in der Region;
- eine geschlechterreflexiv individuelle Förderplanung innerhalb der einzelnen Angebote, in der Ziel und Zielerreichung sowie die dazu eingeschlagenen Wege in ihrer Bedeutung für die Geschlechter reflektiert werden« (Enggruber 2002, S. 25).

Neben diesen Anknüpfungspunkten, die mehr oder minder direkt auf eine geschlechtsbezogene Qualifizierung der arbeitsmarktbezogenen Förderpraxis hinzielen, wird es darüber hinaus insgesamt nötig sein, zu überprüfen, welche Lernprozesse Mädchen und Jungen, junge Frauen und junge Männer in diesem Handlungsfeld machen. Denn daß eine erfolgreiche Integration in den Arbeitsmarkt, die ja auch nicht in jedem Fall gelingt, nur die eine Seite der Medaille ist, darauf haben nicht nur die Mitarbeiterinnen in der Mädchensozialarbeit stets hingewiesen, sondern neuerdings auch Mitarbeiter aus der Jungenarbeit. Die andere Seite betrifft Fragen der Lebensgestaltung und Lebensbewältigung als biographischen Prozeß. Denn obwohl die Orientierung der Jungen wie der Mädchen auf eine mehr oder minder kontinuierliche Erwerbsbiographie ausgerichtet ist, sind heute fast alle Heranwachsenden, und besonders die benachteiligten Jugendlichen, mit der Destandardisierung traditioneller, männlicher wie weiblicher Lebenslaufmodelle und den Folgen zunehmender biographischer Ungewißheiten konfrontiert (Meyer/Seidenspinner 2001, S. 141). Diskontinuierliche Lebensläufe werden die Regel, auch wenn die Orientierung der Heranwachsenden auf eine kontinuierliche Erwerbsbiographie ausgerichtet ist. Dieses ›Orientierungsparadox‹ läßt deutlich werden, daß

in den Handlungsfeldern der Kinder- und Jugendhilfe, die mit Fragen der Berufsorientierung und Berufsintegration zu tun haben, nicht allein berufsbezogene Fragen von Relevanz sind. Es geht um komplexe Prozesse der Lebensgestaltung und Lebensbewältigung, die verschiedene Lebensbereiche umfassen. Gender Mainstreaming verlangt deshalb – so fordert Krafeld – Entscheidungs- und Veränderungsprozesse, die für junge Frauen wie für junge Männer auch deren lebensweltliche Zusammenhänge mit einbeziehen und die die jeweiligen geschlechterdifferenten Lebenskonzepte⁹ und spezifischen Belastungen berücksichtigen (Krafeld 2002, S. 3), die für Frauen wie für Männer im Blick auf die Arbeitsintegration gegeben sind und die durchaus unterschiedlich ausfallen können.¹⁰ Der Einbezug der lebensweltlichen Zusammenhänge heißt im Genaueren, daß die Jugendsozialarbeit zwar weiterhin Mädchen wie Jungen auf eine eigenständige Existenzsicherung vorbereiten sollte, dabei aber sowohl Formen der bezahlten wie unbezahlten Arbeit wie zu erwartende Zeiten der Arbeitslosigkeit bedenkt (Werthmanns-Reppekus 1998, S. 52). Angesichts der Flexibilisierung und Destandardisierung von Lebensläufen mit mehr oder weniger gelungener Erwerbsintegration und den Anforderungen, die sich daraus für die Handlungsfelder der Kinder- und Jugendhilfe ergeben, spricht Mechthild Oechsle von dem neuen »Leistungsfach« Lebensplanung (Oechsle 2000, S. 54), das für die Generation der Heranwachsenden prägend ist. Sie behauptet, daß für Mädchen wie für Jungen und nicht nur für die sozial benachteiligten Jugendlichen, die in der Jugendsozialarbeit angesprochen werden, Fragen der Gestaltung des eigenen Lebens, der Lebensplanung und der Lebensführung zunehmend an Bedeutung gewinnen und diese in pädagogischen Handlungspraxen aufzugreifen wären.

Die benannten Anforderungen, die im Zuge der aktuellen gesellschaftlichen Transformationsprozesse hervorgerufen werden, gelten also keineswegs ausschließlich für das Handlungsfeld der Jugendsozialarbeit und Jugendberufshilfe, sondern für

⁹ Diese unterschiedlichen Lebenskonzepte werden oft dahingehend polarisiert, daß Männer vorrangig ihren Blick auf die Erwerbsintegration richten, während Frauen den doppelten Lebensentwurf in der Verbindung von Familie und Beruf privilegieren. Aber allein die Tatsache, daß ca. 30% der deutschen Frauen keine Kinder bekommen, relativiert diese Polarisierung. Zudem wurde in der letzten DJI-Studie zu den Lebensthemen junger Frauen deutlich, daß sich das Modell des doppelten Lebensentwurfs relativiert zugunsten einer Pluralisierung weiblicher Lebensläufe (Keddi/Pfeil/Stremel/Wittman 1999).

¹⁰ Krafeld macht in diesem Zusammenhang eindrücklich deutlich, was das Dogma der Arbeitsmarktintegration für junge Männer und vor allem für benachteiligte junge Männer bedeutet. Während für viele Frauen (für viele auch nicht) die Arbeitsmarktintegration ein wichtiges Standbein neben anderen Möglichkeiten ist, ist die Arbeit für die Identitätsvergewisserung junger Männer fast alles, so daß man dann schnell ohne Arbeit eben ‚nichts ist‘ (Krafeld 2002, S. 12).

die gesamten Bereiche der Kinder- und Jugendhilfe, die mit Fragen der Berufsorientierung, des Berufswahlverhaltens und der Arbeitsmarktintegration zu tun haben, d.h. der Abbau geschlechtsbezogener Benachteiligung im Blick auf die Integration in den Erwerbsektor ist gerade in der Kinder- und Jugendhilfe nur eine Dimension, die im Zuge von Gender Mainstreaming in den Blick kommt. Die andere Dimension liegt auf Ebenen jenseits der reinen »Arbeitsmarktfixierung« (Böhnisch 1994). Hier stellen sich Fragen nach Konzepten der Lebensweltorientierung und damit Fragen, wie Jungen und Mädchen biographische Bewältigungskompetenzen erwerben können, die ihnen zu einer eigenen Lebensgestaltung und Lebensführung verhelfen. Weil Mädchen und Jungen, Frauen und Männer vor der Herausforderung stehen, Lebensentscheidungen nach einer subjektiven Individuallogik zu treffen, ist die Kinder- und Jugendhilfe gefordert, die Heranwachsenden dabei zu unterstützen, die Prozesse der Lebensführung und Lebensgestaltung entsprechend einer individuellen Entfaltungslogik zu gestalten (Meyer/Seidenspinner 2001, S. 140). Weil (heranwachsende) Frauen und Männer heute genötigt sind, das »eigene Ich als individuelle Institution zu begreifen, die je nach gegebenen Anforderungen flexibel entscheidet, was zu tun ist« (ebenda, S. 140), muß die Kinder- und Jugendhilfe auch dazu beitragen, Mädchen wie Jungen in den Prozessen der Konstruktion und Bildung der eigenen, individuellen Identität zu unterstützen.

Damit ist der zweite wesentliche Ansatzpunkt angesprochen, der im Blick auf die Implementierung der Strategie Gender Mainstreaming in der Kinder- und Jugendhilfe relevant wird und der sich auf die Prozesse der Identitätskonstruktionen und die Aneignung und Darstellung differierender Geschlechtsidentitäten bezieht. Dieser Ansatzpunkt umschließt die vor allem in der Mädchen- und Jungenarbeit forcierte Zielsetzung der Erweiterung biographischer Handlungsoptionen für Mädchen und Jungen. Er geht aber über diese Dimension hinaus, insofern auch der Zwang, der den Identitätsprozessen inhärent ist, d.h. den Prozessen, Frauen und Männer zu werden, sich als Frauen oder Männer definieren zu müssen, gleichfalls in den Blick kommt. Diesem »stummen Zwang der Geschlechterpolarität« (Sielert 2001, S. 24) entgegenzuwirken, daran könnte sich die Pädagogik maßgeblich beteiligen. Dies würde aber voraussetzen, Identität nicht mehr als stabile Größe zu denken, als Form der Selbstvergewisserung, über die man sich definiert, die man im Jugendalter »erwirbt und besitzt«, sondern Identitäten und Lebensweisen als kontingent, als prinzipiell offen und unabgeschlossen zu begreifen. Das würde aber auch bedeuten, daß in der Kinder- und Jugendhilfe nicht nur dafür Sorge getragen wird, für die Gleichberechtigung differierender Identitäten und Lebensweisen einzutreten, sondern für eine potentielle Vielfalt, »die auch zwischen den polaren Identitätsangeboten existiert« (ebenda, S. 23). Eine in der Kinder- und Jugendhilfe wirk-

same pädagogische Ausrichtung auf die Vielfältigkeit von Identitäten und Lebensweisen, in deren Folge dem essentialistischen Definitionsdruck, dieses oder jenes Geschlecht zu sein, entgegengearbeitet wird, hieße weiter, dazu beizutragen, »vorfindbare Existenz- und Lebensweisen unabhängig von ihrem quantitativen Vorkommen wertschätzend zu entfalten« (Hartmann 2001, S. 80).

Die Kinder- und Jugendhilfe sollte in ihren unterschiedlichen Handlungsfeldern dem Identitätszwang entgegenwirken, sich geschlechtsidentisch machen zu müssen, einem Zwang, von dem Jugendliche im besonderen Maße betroffen sind (Kolip 1997). Sie kann Räume bieten, Mädchen wie Jungen das Überschreiten von Geschlechtergrenzen zu ermöglichen. Sie kann Jugendliche unterstützen, sich nicht geschlechterangepaßt verhalten zu müssen und ihnen helfen, erwünschte und lebbarere Selbstkonzepte und Praktiken zu entwickeln (Bildn 2001, S. 145). Sie kann dazu beitragen, Jugendlichen die Angst vor vielfältigen und uneindeutigen Geschlechtsidentitäten zu nehmen, und eine Vielzahl geschlechtsübergreifender Suchbewegungen forcieren.

Für die Kinder- und Jugendhilfe und ihre unterschiedlichen Handlungsfelder bedeutet dies, nach Ansatzpunkten zu suchen, über die Formen des »Gender Plays« eingeleitet werden können. Dafür kommen in erster Linie - aber keineswegs ausschließlich (!) - Projekte und Maßnahmen in den Blick, die der kulturellen Bildung zugeordnet werden können. Diese sind auch nicht auf dieses spezifische Handlungsfeld beschränkt, sondern lassen sich gleichfalls als Ansatzpunkte für die Arbeit in anderen Handlungsfeldern der Kinder- und Jugendhilfe klassifizieren. Daß die kulturelle Bildung auf dieser Ebene der Implementierung von Gender Mainstreaming eine prominente Rolle spielen könnte, ist nicht überraschend, ist die »Kunst« doch der privilegierte gesellschaftliche Ort, an dem seit jeher das Geschlechterverhältnis öffentlich zur Darstellung gebracht wird und die Geschlechterpositionen einer öffentlichen Befragung unterzogen werden. Maßnahmen und Angebote im Bereich der kulturellen Bildung eignen sich im besonderen Maße zu einer (spielerischen) Beschäftigung mit Fragen der Geschlechtszugehörigkeit und der Identität, wie dies u.a. auch in Formen der Identitätskonstruktionen in den Darstellungsformen, Inszenierungspraxen und Stilisierungen der Jugendkulturen sichtbar wird, die mit Hilfe der *Bricolage-Technik* den Modus des Identitätsbastelns herausstellen (Ferchhoff 2000). Auch dies sind Vorgänge, die als »Chiffren der Identitätssuche« verstanden werden können.

Aufgrund der Bedeutung der »Kunst« als Ort der öffentlichen Befragung vorherrschender Geschlechterpositionen ist es auch nicht zufällig, daß als Ansatzpunkte einer »lustvollen« Überschreitung der Geschlechtergrenzen nicht nur von den Prot-

agonistinnen der Mädchenkulturarbeit, sondern auch von anderen Autorinnen das Spiel, vor allem das ›Rollenspiel‹ und etwas professioneller die Theaterarbeit als *die* Möglichkeit identifiziert wird, andere und fremde Identitäten ›auszuprobieren‹ (Bilden 2001, Howald 2001, Schmidt 2001). Rollenspielen und Theaterarbeit kommt schon immer in vielen sozialpädagogischen Handlungspraxen, vor allem in der Mädchenarbeit, eine durchaus wichtige Bedeutung zu. Diese Bedeutung hat seine Gründe, die eng mit den Vorgängen der Selbstsozialisation und der Aneignung und Darstellung differierender Identitätskonstruktionen zu tun haben. Rollenspiele und Theaterarbeit bieten Möglichkeiten der ›Verwandlung‹. Rollenspiele und Theaterarbeit schaffen Wege, den Identitätszwang zu unterbrechen, und entlasten das Ich, das dem Druck der Normierung unterliegt: Weil Mädchen und Frauen ebenso, aber anders als Jungen und Männer einem Zwang unterliegen, ihr Geschlecht zu sein bzw. zu werden, tragen Rollenspiele und Theaterarbeit zur Entlastung bei, indem sie in Sequenzen, die der realen Wirklichkeit abgetrotzt werden, den Zwang unterbrechen, Ich sein zu müssen (Meyer 2000, S. 113). Es ist Paul Celan gewesen, der im *Meridian* einmal auf diesen Weg der Künste verwiesen und damit – ganz nebenbei – die Bedeutung der ›Kunst‹ für pädagogische Handlungspraxen angesprochen hat. »Kunst«, heißt es dort, »schafft Ich-Ferne. Kunst fordert hier in einer bestimmten Richtung eine Distanz, einen bestimmten Weg. (...) Vielleicht – ich frage nur –, vielleicht geht (...) die Kunst mit einem selbstvergessenen Ich zu jenem Unheimlichen und Fremden und setzt sich – doch wo? Doch an welchem Ort? Doch womit? Doch als was? – wieder frei?« (Celan 1983, S. 193). In diesem Sinne sind Rollenspiele und Theater, wie auch andere Angebote und Maßnahmen im Bereich der kulturellen Bildung mehr als ein Freizeitangebot, mehr als ein Spiel des schönen Scheins. Sie haben als künstlerisches wie pädagogisches Angebot einen wesentlichen Anteil an der informellen Bildung der Geschlechter.

Dem Spiel¹¹ der Verwandlung liegt aber in bezug auf die lustvolle Überschreitung der Geschlechtergrenzen noch eine andere Bedeutung zugrunde. Dies ist ein wesentlicher Grund, warum der Kunstform des Theaters und der Theaterarbeit u.a. bis heute – auch wenn diese Dimension im Medienzeitalter zunehmend verblaßt – eine existentielle gesellschaftliche Bedeutung zukommt. Rollenspiel und Theaterarbeit ermöglichen Mädchen wie Jungen über die Herstellung einer fremden Figur, die Begegnung mit sich selbst in einer anderen/einem anderen. Sie vermitteln Mäd-

chen und jungen Frauen wie Jungen und jungen Männern die existentielle Erfahrung, daß die Frauen und Männer, die sie am Ende eines künstlerischen Prozesses (im Rampenlicht) darstellen, nicht einfach gegeben sind, sondern Effekt einer imaginären Konstruktion sind, also einem Konstruktionsprozeß unterliegen. Dieser der theatralen Kunstform eigene Tatbestand vermittelt den Jugendlichen zugleich eine existentielle Erfahrung, die über die künstlerische Praxis hinausgeht und dahingehend präzisiert werden kann, daß sie am eigenen Körper erfahren, daß die Personen, die wir als Frauen und Männer »spielen«, nicht einfach gegeben sind, sondern den vorläufigen Schlußpunkt eines Herstellungsprozesses darstellen, an dessen Ende wir Frauen und Männer repräsentieren (ebenda, S. 112). (Hier wird genau der umgekehrte Weg eingeschlagen, wie er im Blick auf die neuen theoretischen Ansätze in der Frauen- und Geschlechterforschung erkannt wurde: Während im künstlerischen Feld ein fiktiver Aneignungs- und Darstellungsmodus erprobt und hergestellt wird, arbeiten die neuen Ansätze in der Frauenforschung an einem (alltagsbezogenen), gleichsam rückwärts gewandten Prozeß der Entzifferung der Repräsentationsformen von Geschlecht.)

Mit Hilfe von Rollenspiel und Theaterarbeit kann ein subversives Spiel mit den kulturell erzeugten Bedeutungen der Geschlechtsidentitäten eingeleitet und die Formationen scheinbar gesicherter und natürlicher weiblicher und männlicher Identitäten angegriffen werden. Die Herstellung und Präsentation fremder Identitäten, die im Spiel erzeugt werden, ermöglicht die existentielle Erfahrung, daß die Geschlechtsidentität nicht etwas ist, was man hat, sondern etwas, was man wird. Die Herstellung der weiblichen und männlichen Figuren im Rahmen des theatralen Prozesses bietet damit gleichzeitig die Möglichkeit einer Verschiebung oder auch Pluralisierung eigener Identitätsvorstellungen und -entwürfe. Die Seinsformen der Geschlechtsidentitäten und ihre Repräsentationen können erweitert, andere Identitätsentwürfe können – um mit Celan zu sprechen – ›freigesetzt‹ werden. Angebote und Maßnahmen, die u.a. im Rahmen der kulturellen Bildung möglich sind, leisten damit auch einen wesentlichen Beitrag, die Vielfalt von Identitätsangeboten offenzuhalten. Im Sinne der Zielsetzung des Gender-Mainstreaming-Prinzips tragen sie zur Herstellung eines gesellschaftlichen Miteinanders bei, in dem man, wie es einmal Jutta Hartmann in Rekurs auf Adorno formuliert hat, »ohne Angst verschieden sein kann« (Hartmann 2001, S. 82).

¹¹ Daß dem Spiel eine existentielle Dimension zukommt und daß es mithin nicht die Gegenseite von ›Ernst‹ bedeutet, darauf hat z.B. Jean Paul Sartre verwiesen in seiner berühmten gewordenen Äußerung: »Der Mensch ist nur dort wirklich Mensch, wo er spielt.«

III Arbeitshilfen zur Implementierung von Gender Mainstreaming

Gender Mainstreaming gilt zunächst als Top-down-Strategie, die auch in der Kinder- und Jugendhilfe über die Leitungsebene der jeweiligen Organisation eingeführt wird. Sie wird aber nur dann erfolgreich implementiert werden können, wenn nicht nur bei den Führungspersonen, sondern auch bei allen anderen Beschäftigten der Träger, Verbände und Institutionen der Kinder- und Jugendhilfe eine neue Aufmerksamkeit für die Bedeutung der Geschlechterfrage erzeugt wird und eine Bereitschaft zur Veränderung entsteht. Der Weg einer erfolgreichen Implementierung ist nicht immer gleich. Jeder Träger und Verband, jede Institution, die in den Feldern der Kinder- und Jugendhilfe tätig ist, muß vor dem Hintergrund eigener Erfahrungen und Traditionen für sich den richtigen Weg finden und paßgenaue Schritte der Implementierung einleiten. Gender Mainstreaming sollte an die Eigeninteressen der Träger, Verbände, Institutionen und ihrer Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen anschließen und unter Berücksichtigung der trägereigenen Profile umgesetzt werden.

Wesentlich für die Implementierung von Gender Mainstreaming in der Kinder- und Jugendhilfe ist, daß Gender Mainstreaming ein *integriertes* gleichstellungsrelevantes Verfahren ist, das alle drei benannten Ebenen der Kinder- und Jugendhilfe berührt. Dem entsprechend müssen auch gleichstellungsrelevante Ziele auf allen drei Ebenen verfolgt werden, d.h. um diese Strategie erfolgreich zu implementieren, ist die Geschlechterperspektive sowohl in Strategien der Organisationsentwicklung, in Strategien der Personalentwicklung als auch in die vielfältigen konkreten Praxisformen¹ zu integrieren.

Dabei ist der Tatbestand zu beachten, daß Gender Mainstreaming eine offene, prozeßorientierte Umsetzung verlangt, die die Akteurinnen und Akteure auf den jeweiligen Ebenen ermuntert, vielfältige Suchbewegungen einzugehen (Blickhäuser

¹ Folgerichtig wird mit der Integration der Geschlechterperspektive hier in erster Linie die koedukative Praxis angesprochen.

2001, S. 17). Weil Gender Mainstreaming zunächst als Diskursfeld, als ein Feld der Auseinandersetzung und Kommunikation verstanden wird, müssen Instrumente im Rahmen dieses Implementierungsprozesses entwickelt werden, die dieser Ausrichtung gerecht werden, d.h. um Gender Mainstreaming als offenem Prozeß Rechnung zu tragen, sind auch die jeweiligen Instrumente offen zu gestalten und weniger standardisiert. Sie sollten vor allem darauf hinzielen, die Sensibilität für Geschlechterfragen zu erhöhen und Denkanstöße zu bieten, die dazu anregen, die Geschlechterperspektive zu verankern und wirksam werden zu lassen.

Entsprechend dieser Ausrichtung wurden die drei nachfolgenden Arbeitshilfen für die jeweiligen Ebenen konzipiert, die in der Kinder- und Jugendhilfe relevant sind:

1. Die Ebene der Organisationsentwicklung **(A1)**
2. Die Ebene der Personalentwicklung **(A2)**
3. Die Ebene der Projekte und Maßnahmen **(A3)**

Auch im Aufbau dieser Arbeitshilfen wird der Erkenntnis gefolgt, Gender Mainstreaming als *integriertes* Verfahren umzusetzen, d.h. es wurden zunächst sechs Bereiche identifiziert, die durch die Implementierung von Gender Mainstreaming berührt werden und die auf allen drei Ebenen von Bedeutung sind. Für die Identifizierung dieser sechs Bereiche waren folgende sechs gleichstellungsrelevante Fragestellungen erkenntnisleitend, die auf allen drei Ebenen durchdekliniert wurden:

1. Wie läßt sich in bezug auf die drei Ebenen die Zielsetzung ›Gleichstellung zwischen den Geschlechtern‹ bestimmen und verorten?
2. Welche personellen Faktoren müssen hinsichtlich der Implementierung von Gender Mainstreaming jeweils berücksichtigt werden?
3. Wie kann die Umsetzung von Gender Mainstreaming auf den drei verschiedenen Ebenen konkretisiert werden?
4. Wie wird Gender Mainstreaming in bezug auf die Kommunikationsstrukturen auf den drei Ebenen relevant?
5. Durch welche qualitätsentwickelnden und -sichernden Faktoren wird die Implementierung von Gender Mainstreaming auf den verschiedenen Ebenen abgesichert?
6. Wie ist Gender Mainstreaming in die jeweiligen Evaluationsprozesse integriert?

Auf der Grundlage dieser Fragestellungen, die jeweils auf die drei Ebenen bezogen wurden, sind entsprechende Ziele festgelegt worden, die am fernen Horizont sichtbar werden und die im Zuge der Implementierung von Gender Mainstreaming zu realisieren wären. Diese entsprechenden Ziele wurden als ›idealtypische‹ Wirkungsziele definiert. In einem nächsten Schritt wurden bezogen auf diese idealtypischen Wirkungsziele Schlüsselfragen entwickelt, über die die Realisierung dieser Ziele und der Stand der Umsetzung von Gender Mainstreaming auf den drei verschiedenen Ebenen überprüft werden können, d.h. die Schlüsselfragen dienen einer systematischen Überprüfung, wie die Kategorie Geschlecht bereichsspezifisch auf den unterschiedlichen Ebenen Berücksichtigung findet. Diese Schlüsselfragen sind offen gestaltet und nicht normativer Natur. Sie erheben keinen Anspruch auf Vollständigkeit, sondern lassen sich sowohl kontinuierlich erweitern als auch weiter spezifizieren. Eine genauere Übersicht, welche idealtypischen Wirkungsziele bereichsspezifisch der Ebene der Organisationsentwicklung, der Ebene der Personalentwicklung und der Ebene der Projekte und Maßnahmen zugeordnet und auf die die Schlüsselfragen bezogen wurden, bietet nebenstehendes Tableau.

Die nachfolgenden drei Arbeitshilfen bieten vor allem eine Hilfestellung für die *Einleitung* von Gender-Mainstreaming-Prozessen. Sie dienen aber auch als Unterstützung für die Träger, Verbände, Institutionen und Einrichtungen in der Kinder- und Jugendhilfe, die sich mit der Implementierung von Gender Mainstreaming bereits auf den ›Weg gemacht haben‹ und die sich auf den verschiedenen Ebenen eine Vergewisserung über den Stand der Umsetzung verschaffen wollen.

Ebene der Organisationsentwicklung	Ebene der Personalentwicklung	Ebene der Projekte und Maßnahmen
1. Die Gleichstellung ist im Profil der Organisation verankert	1. Ein ausgewogenes Geschlechterverhältnis in der Organisation wird angestrebt	1. Die Konzeption läßt eine geschlechtsbezogene Sichtweise erkennen
2. Die Personalpolitik wird am Gender-Mainstreaming-Prinzip ausgerichtet	2. Geschlechterkompetenzen gelten als Kriterium bei der Personalauswahl	2. Zielgruppen werden unter einem geschlechtsbezogenen Blickwinkel wahrgenommen und angesprochen
3. Die Akquisition und Umsetzung von Programmen, Projekten und Maßnahmen wird auf der Grundlage von Gender-Mainstreaming verfolgt	3. Gendersensibilität bezüglich der jeweiligen Arbeitsgebiete wird von den MitarbeiterInnen erwartet	3. Eine differenzierte, zielgruppengenaue Angebotsstruktur wird mit Blick auf beide Geschlechter umgesetzt
4. Die Organisationskultur richtet sich am Gender-Mainstreaming-Prinzip aus	4. Eine genderreflexive Kommunikationskultur wird angestrebt	4. Die Interaktionen werden hinsichtlich ihrer geschlechtsbezogenen Aufladungen wahrgenommen
5. Unterstützungsstrukturen zur Implementierung von Gender Mainstreaming sind vorhanden	5. Genderbezogene Fortbildungen werden wahrgenommen	5. Ansätze einer geschlechterbewußten Teamreflexion werden verfolgt
6. Integration eines Gender-Controllings in Qualitätssicherungsverfahren	6. Arbeitsfeldbezogene Evaluation unter Gender-Gesichtspunkten	6. Prozesse der Selbstevaluation unter Berücksichtigung der Geschlechterdimension

A1 Ebene der Organisations- entwicklung

Ebene A1, Bereich 1.

Wirkungsziel

Die Gleichstellung ist im Profil der Organisation verankert

Schlüsselfragen

In welcher Form wird die Herstellung von Chancengleichheit zwischen den Geschlechtern in den Selbstdarstellungen der Organisation benannt?

Wird das Image einer geschlechtergerechten Organisation in anderen (öffentlichen) Darstellungen, in Werbe- und Informationsmaterialien vertreten?

Welches Verständnis von Gleichstellung wird in den Selbstdarstellungen der Organisation transportiert?

Gibt es andere Formen der Selbstverpflichtung der Organisation, in denen die Gleichstellung der Geschlechter als verbindliches Ziel benannt ist?

Wird in den unterschiedlichen Selbstdarstellungen der Organisation auf frauenspezifische Formulierungen und geschlechterneutrale Ausdrücke (z.B. Mitarbeiter *und* Mitarbeiterinnen, oder MitarbeiterInnen) Wert gelegt?

Werden in den visuellen Darstellungen der unterschiedlichen Selbstdarstellungen (z.B. Flyer) Frauen wie Männer repräsentiert?

Ebene A1, Bereich 2.

Wirkungsziel

Die Personalpolitik wird am Gender-Mainstreaming-Prinzip ausgerichtet

Schlüsselfragen

Ist die Gleichstellung der Geschlechter in der Leitbilddarstellung eines Qualitäts-handbuchs verankert?

Wie ist das Prinzip der Geschlechtergerechtigkeit in die Verfahrensanweisungen eines solchen Handbuchs integriert?

Wievoll Vollzeitarbeitsplätze, wieviel Teilzeitarbeitsplätze, wieviel HonorarmitarbeiterInnen gibt es in der Organisation?

Wie teilen sich diese Arbeitsplätze auf Frauen und Männer auf?

Ist diese Aufteilung von den MitarbeiterInnen gewollt oder zeigen sich darin ungerechte Geschlechterdisparitäten?

Zeigen sich ungerechte Geschlechterdisparitäten bei unbefristeten/befristeten Arbeitsverhältnissen?

Wie wird gegebenenfalls diesen vorhandenen geschlechtsbezogenen Ungleichheiten entgegengearbeitet?

Wie viele Frauen bzw. Männer nehmen oder nahmen Erziehungsurlaub?

Wie viele Frauen bzw. Männer haben aufgrund der Aufgaben der Kinderbetreuung eine Teilzeitstelle?

In welcher Form wird Frauen bzw. Männern nach einer Auszeit infolge Schwangerschafts- und Erziehungsurlaubs eine gezielte Reintegration in die Organisation ermöglicht?

Werden Männer dazu ermutigt, Erziehungsurlaub anzutreten?

Gilt die Vereinbarkeit von Familie und Beruf als Kriterium der Personalpolitik, und wie wird dies in der Praxis umgesetzt?

Gibt es in der Organisation flexible Modelle der Arbeitszeitgestaltung, die sich an der Vereinbarung von Berufs- und Familienarbeit orientieren, und wie sehen diese aus?

Sind diese Modelle ausdrücklich so konzipiert, daß sie nicht Frauen beim beruflichen Aufstieg behindern?

In welchem Verhältnis sind Frauen und Männer in den Leitungspositionen der Organisation auf den verschiedenen Ebenen vertreten?

Ist die Leitung darum bemüht, Frauen wie Männern Aufstiegsmöglichkeiten in der Organisation zu eröffnen?

Werden Frauen und Männer in der Frage des beruflichen Aufstiegs gleichgewichtig unterstützt oder werden Männer durch bestimmte männerorientierte Arrangements und Settings bevorzugt?

Gibt es Strategien der Personalpolitik, die gleichberechtigte Teilhabe von Frauen in Leitungspositionen zu forcieren?

Wie sehen diese konkret aus?

Zeigt sich diesbezüglich ein sichtbares Engagement der oberen Leitungsebene (Top-down-Prinzip)?

Woran läßt sich ein solches Engagement erkennen?

Können Leitungsfunktionen auch in Teilzeit wahrgenommen werden?

Ebene A1, Bereich 3.

Wirkungsziel

Die Akquisition und Umsetzung von Programmen, Projekten und Maßnahmen wird auf der Grundlage von Gender Mainstreaming verfolgt

Schlüsselfragen

In welchen Programmen, Projekten und Maßnahmen wird das Gender-Mainstreaming-Prinzip in der Organisation bereits umgesetzt?

In welchen Programmen, Projekten und Maßnahmen wird das Gender-Mainstreaming-Prinzip in der Organisation bisher noch nicht umgesetzt?

Was sind die Gründe dafür?

Welche Faktoren erleichtern die Umsetzung des Gender-Mainstreaming-Prinzips in den Programmen, Projekten und Maßnahmen der Organisation?

Welche Faktoren erschweren die Umsetzung des Gender-Mainstreaming-Prinzips in den Programmen, Projekten und Maßnahmen der Organisation?

Welche Veränderungen haben sich durch die Integration des Gender-Mainstreaming-Prinzips in die Programme, Projekte und Maßnahmen in der Organisation ergeben?

Wie findet das Gender-Mainstreaming-Prinzip bei der Akquisition von (zukünftigen) Programmen, Projekten und Maßnahmen Berücksichtigung?

Ebene A1, Bereich 4.

Wirkungsziel

Die Organisationskultur richtet sich am Gender-Mainstreaming-Prinzip aus

Schlüsselfragen

Wie wirkt sich die Organisationskultur auf die Arbeitszufriedenheit, die Motivation und Leistungsbereitschaft von Frauen und Männern aus?

Wie gestalten sich die Kommunikationsformen und Kommunikationsgewohnheiten zwischen Frauen und Männern?

Welche formellen und/oder informellen Arbeitsteilungen haben sich zwischen den Geschlechtern entwickelt?

Wie, mit welcher Gewichtung wird das Thema Gleichstellung in der Organisation thematisiert?

Wie vermittelt die Leitung der Organisation ihren MitarbeiterInnen dieses Thema (Top-down-Strategie)?

Zeigt sich ein sichtbares Engagement seitens der Leitung, Gender-Mainstreaming-Prozesse zu implementieren, und woran ist das zu erkennen?

Ebene A1, Bereich 5.

Wirkungsziel

Unterstützungsstrukturen zur Implementierung von Gender Mainstreaming sind vorhanden

Schlüsselfragen

Wird die Umsetzung von Gender-Mainstreaming-Prozesse durch Frauenbeauftragte oder Gender- Mainstreaming-Beauftragte unterstützt?

Wie sind die Frauenbeauftragte bzw. der/die Gender- Mainstreaming-Beauftragte in die Entscheidungsprozesse der Organisation eingebunden?

Über welche Kompetenzen verfügt die Frauenbeauftragte bzw. der/die Gender-Mainstreaming-Beauftragte?

Gibt es einen speziellen Arbeitskreis in der Organisation, der sich für die Umsetzung von Gender Mainstreaming engagiert?

Welche Kompetenzen hat dieser Arbeitskreis?

Welche personellen und finanziellen Ressourcen werden dieser Unterstützungsstruktur zur Verfügung gestellt?

Gibt es eine externe Begleitung zur Implementierung von Gender-Mainstreaming-Prozessen?

In welcher Form arbeitet die externe Begleitung mit den MitarbeiterInnen der Organisation zusammen?

Ebene A1, Bereich 6.

Wirkungsziel

Integration eines Gender-Controllings in Qualitätssicherungsverfahren

Schlüsselfragen

Welche Schritte wurden hinsichtlich der Implementierung von Gender Mainstreaming bereits eingeleitet?

Wie sind die Implementierungsschritte von Gender Mainstreaming eingebunden in die laufenden Qualitätsmanagementprozesse?

Welche kurz-, mittel- und langfristigen Ziele sollen infolge der Implementierung von Gender Mainstreaming erreicht werden?

Welche Ziele wurden schon realisiert?

Welche Verfahren der Umsetzung in der Organisation wurden bereits erprobt?

Wie werden die Erfahrungen und Fortschritte des Implementierungsprozesses dokumentiert?

Wie werden die Erfahrungen und Fortschritte ausgewertet und in die Organisationsprozesse reintegriert?

A2 Ebene der Personalentwicklung

Ebene A2, Bereich 1.

Wirkungsziele

Ein ausgewogenes Geschlechterverhältnis in der Organisation wird angestrebt

Schlüsselfragen

Wie sieht das Verhältnis von Frauen und Männern in den verschiedenen Abteilungen der Organisation aus?

Wie sieht die Relation von Männern und Frauen auf verschiedenen Hierarchieebenen aus?

Welche Rolle spielt die Frage der Geschlechtszugehörigkeit bei der Einstellung neuer MitarbeiterInnen?

In welcher Art und Weise wird bei der Einstellung neuer MitarbeiterInnen auf ein ausgeglichenes Geschlechterverhältnis in den Teams geachtet?

Wird dabei ausdrücklich die Sicherung von Frauenarbeitsplätzen bedacht?

Wie sieht die Relation von Frauen und Männern in den Gremien der Organisation aus?

Dominiert eine Geschlechtergruppe die Gremien, unabhängig von dem quantitativen Verhältnis der Geschlechter?

Welche Gremien werden durch Männer, welche durch Frauen geleitet?

Hat dies Einfluß auf die Abläufe und die Teilhabe von Männern und Frauen an den Prozessen der Gremienarbeit?

Ebene A2, Bereich 2.

Wirkungsziele

Geschlechterkompetenzen gelten als Kriterium bei der Personalauswahl

Schlüsselfragen

Wer entscheidet über die Besetzung der Gremien?

Gibt es spezifische Strategien in der Organisation, ein ausgewogenes Geschlechterverhältnis zu erreichen, bzw. welche Strategien sind diesbezüglich geplant?

Wie sehen die konkret aus?

Wenden sich diese Strategien ausdrücklich nicht gegen Frauen?

In welcher Form werden vorhandene Gender-Kompetenzen als wichtiges Kriterium bei der Einstellung neuer MitarbeiterInnen berücksichtigt?

Spielen Vorerfahrungen in Formen geschlechtsbezogener Jugendarbeit bei der Einstellung neuer MitarbeiterInnen eine Rolle?

Finden sich Gender-Kompetenzen wieder in den Anforderungsprofilen der Stellenausschreibungen?

Werden Gender-Kompetenzen bei Frauen wie Männern in den Bewerbungsgesprächen erfragt?

Wie laufen die Entscheidungsprozesse der Personalauswahl innerhalb der Organisation ab?

Wer, welche Gruppe entscheidet über die Personalauswahl und wie sieht in dieser Gruppe das Geschlechterverhältnis aus?

Ebene A2, Bereich 3.

Wirkungsziele

Gendersensibilität bezüglich der jeweiligen Arbeitsgebiete wird von den MitarbeiterInnen erwartet

Schlüsselfragen

Sind den in der Organisation tätigen Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen Genderfragen geläufig?

Sind die Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen in der Lage, in ihren jeweiligen Arbeitsfeldern geschlechtsbezogene Faktoren zu erkennen?

Sind die Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen in der Lage, die jeweiligen Ziele in ihren Arbeitsfeldern unter geschlechterrelevanten Gesichtspunkten zu bestimmen?

Haben die in der Organisation tätigen Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen Erfahrungen in geschlechtsbezogener Jugendarbeit?

Haben MitarbeiterInnen in der Organisation Erfahrungen in der Mädchenarbeit?

Haben MitarbeiterInnen in der Organisation Erfahrungen in der Jungenarbeit?

Ebene A2, Bereich 4.

Wirkungsziele

Eine genderreflexive Kommunikationskultur wird angestrebt

Schlüsselfragen

Sind die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sensibilisiert für die Wahrnehmung geschlechtsbezogenen Verhaltens und geschlechtsbezogener Kommunikationsgewohnheiten?

Werden gegenseitige geschlechtsbezogene Diskreditierungen in der Kommunikation zwischen Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen vermieden?

Werden diskriminierende (sprachliche) Umgangsformen zwischen den Geschlechtern unterlassen?

Sind die Mitarbeiterinnen wie Mitarbeiter in der Lage, ihr eigenes Handeln hinsichtlich geschlechtsbezogener Faktoren zu reflektieren?

Gelten vorhandene Gender-Kompetenzen als Teil des professionellen Umgangs zwischen den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern?

Werden die Gender-Kompetenzen der MitarbeiterInnen als wichtige Ressource innerhalb der Organisation wahrgenommen?

Ebene A2, Bereich 5.

Wirkungsziele

Genderbezogene Fortbildungen werden wahrgenommen

Schlüsselfragen

Welche genderrelevanten Qualifikationen haben die MitarbeiterInnen bereits, und wo gibt es noch Qualifikationsbedarf?

Besteht die Möglichkeit für MitarbeiterInnen, Aus- und Fortbildungsangebote zur Auseinandersetzung mit Geschlechterthemen und Gleichstellungsfragen wahrzunehmen?

Werden sie dafür von der Organisation freigestellt?

Werden die Kosten für solche Aus- und Fortbildungsmöglichkeiten von der Organisation (teilweise) übernommen?

Sind Gender-Themen auch in den obligatorischen hausinternen Fortbildungen verankert?

Wird diesen externen oder internen Fortbildungen von der Leitung der Organisation ein bestimmtes Gewicht zugesprochen?

Worin kommt das zum Ausdruck?

Ebene A2, Bereich 6.

Wirkungsziele

Arbeitsfeldbezogene Evaluation unter Gender-Gesichtspunkten

Schlüsselfragen

Wie wird die Umsetzung gleichstellungsrelevanter Ziele in den einzelnen Arbeitsfeldern der Organisation überprüft?

Werden die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter dazu angehalten, systematisch die Kategorie Geschlecht auf allen Ebenen in ihren Arbeitsfeldern zu berücksichtigen?

Wie werden die Effekte der Programme, Projekte und Maßnahmen in den unterschiedlichen Arbeitsfeldern von den MitarbeiterInnen unter Gender-Gesichtspunkten dokumentiert und ausgewertet?

Findet eine Verständigung hinsichtlich genderbezogener Fragestellungen und Erkenntnisse der jeweiligen Arbeitsfelder unter den MitarbeiterInnen statt?

Wie, in welchem Rahmen werden genderbezogene Fragestellungen, Erfahrungen und Erkenntnisse unter den MitarbeiterInnen weitergegeben?

A3 Ebene der Projekte und Maßnahmen

Ebene A3, Bereich 1.

Wirkungsziele

Die Konzeption läßt eine geschlechtsbezogene Sichtweise erkennen

Schlüsselfragen

Woran läßt sich in der Konzeption erkennen, daß in (koedukativen) Projekten und Maßnahmen sowohl Mädchen wie Jungen angesprochen werden?

Mit welchen inhaltlichen Bezügen wird das Ziel der Gleichstellung in der Konzeption begründet?

In welcher Form, *wie* wird das Geschlechterverhältnis in der Konzeption beschrieben?

In welcher Form wird in der Konzeption auf die (unterschiedlichen) Lebenslagen von Mädchen und Jungen Bezug genommen?

Werden die Geschlechter eher homogen beschrieben, oder werden auch Differenzen innerhalb der Geschlechtergruppen in der Konzeption thematisiert?

Werden unterschiedliche Zielgruppen von Mädchen, von Jungen benannt, oder ist eher von *den* Mädchen und *den* Jungen die Rede?

In welcher Form werden in der Konzeption methodische Ansätze und Rahmenbedingungen beschrieben, die sowohl Jungen wie Mädchen gerecht werden sollen?

Ebene A3, Bereich 2.**Wirkungsziele**

Zielgruppen werden unter einem geschlechtsbezogenen Blickwinkel wahrgenommen und angesprochen

Schlüsselfragen

Welche Ziele des Projektes, der Maßnahme werden in bezug auf die Zielgruppen der Mädchen, in bezug auf die Zielgruppen der Jungen benannt?

Unterscheiden sich diese Zielsetzungen?

Welche Zielsetzungen werden benannt, die geschlechteruntypische Entwicklungsoptionen für Mädchen wie Jungen forcieren?

Orientieren sich die beschriebenen Ziele eher an der Stabilisierung des zweigeschlechtlichen Geschlechterverhältnisses oder an einer Vervielfältigung von Geschlechterpositionen?

Wie ist das quantitative Verhältnis von Jungen und Mädchen in dem Projekt, der Maßnahme?

Ist das zufällig oder gewollt?

Gibt es geschlechtsbezogene Unterschiede dahingehend, wie häufig Mädchen und Jungen das Projekt aufsuchen und wieviel Zeit sie dort verbringen?

Worin werden die Gründe für diese unterschiedliche Frequentierung gesehen?

Gibt es signifikante Unterschiede zwischen den Jungen und Mädchen, oder überwiegen Differenzen innerhalb der Gruppe Jungen bzw. innerhalb der Gruppe Mädchen?

Wie kann man insgesamt das Verhältnis zwischen den Geschlechtern beschreiben?

Gibt es Konfliktlinien zwischen den Jungen und den Mädchen?

Liegen diese Konfliktlinien zwischen den Geschlechtergruppen, oder sind die Konfliktlinien eher individueller Natur?

Ebene A3, Bereich 3.**Wirkungsziele**

Eine differenzierte, zielgruppengenaue Angebotsstruktur wird mit Blick auf beide Geschlechter umgesetzt

Schlüsselfragen

In welchem quantitativen Maße nehmen Jungen bzw. nehmen Mädchen die durchgeführten Angebote wahr?

Welche Angebote werden eher von Jungen genutzt, welche eher von Mädchen, und was sind die Gründe dafür?

Gibt es verdeckte, geschlechtsbezogene Prioritäten in der Frequentierung der Angebote (z.B. Mädchen machen eher »nur mit«)?

Werden innerhalb der Angebotsstruktur geschlechtshomogene Angebote neben koedukativen Angeboten für notwendig gehalten?

Hat sich das eher zufällig ergeben, oder handelt es sich dabei um konzipierte Formen von Mädchen- bzw. Jungenarbeit?

Welche Angebote werden gemacht, die Mädchen in Bereichen stärken, die eher den Jungen zugeschrieben werden, und umgekehrt?

In welcher Art und Weise wird innerhalb der Angebotsstruktur berücksichtigt, daß Jungen und Mädchen gegebenenfalls unterschiedliche Zugangswege zu bestimmten Angebotsformen haben und ein unterschiedliches Lernverhalten mitbringen?

In welcher Form werden in den unterschiedlichen Angeboten die gegebenenfalls unterschiedlichen Vorerfahrungen berücksichtigt, die Jungen oder Mädchen mitbringen?

Wird bei der Auswahl und dem Kauf von Spielmaterialien berücksichtigt, daß sie Mädchen und Jungen gegebenenfalls unterschiedlich ansprechen?

Ist im Blick auf die Auswahl und den Einsatz didaktischer Materialien zu erkennen, daß in diesen die Lebensrealitäten von Jungen und Mädchen gleichberechtigt thematisiert werden?

Sprechen die Räumlichkeiten des Projektes Jungen wie Mädchen gleichermaßen an?

Gibt es vorzugsweise Räume, in denen Jungen sich aufhalten und Räume, in denen Mädchen sich aufhalten und worin liegt das begründet?

Gibt es in den Außenanlagen Bereiche oder Geräte, die von dem einen oder dem anderen Geschlecht ausschließlich oder eher genutzt werden?

Ebene A3, Bereich 4.

Wirkungsziele

Die Interaktionen werden hinsichtlich ihrer geschlechtsbezogenen Aufladungen wahrgenommen

Schlüsselfragen

Welche institutionelle Struktur hat das Projekt, die Maßnahme, d.h. gibt es eine männliche Leitung, gibt es eine weibliche Leitung, oder agiert das Team gleichberechtigt?

Welche Auswirkungen hat diese strukturelle Anordnung auf die Umgangsformen im Team?

In welcher Form wird die Geschlechtszugehörigkeit als Aspekt des professionellen Handelns zwischen den MitarbeiterInnen thematisiert?

Verhalten sich die Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen in dem Projekt, der Maßnahme eher rollenkonform oder eher geschlechtsuntypisch?

Sind die Interaktionen im Team eher durch klassische Geschlechterpositionierungen geprägt, oder können sie eher als vielfältig beschrieben werden?

Werden diskriminierende (sprachliche) Umgangsformen zwischen den MitarbeiterInnen vermieden?

Wird Wert darauf gelegt, geschlechtsbezogene Tätigkeitszuschreibungen in der alltäglichen Arbeit zu vermeiden (z.B. Frauen widmen sich dem Abwasch, Männer der Installation des Videobeamers), und worin zeigt sich das?

Wie gehen die Jungen und die Mädchen in dem Projekt miteinander um?

Gibt es eine geschlechterbezogene Dominanz in der Interaktion zwischen Jungen und Mädchen?

Ist diese eher offen oder verdeckt?

Gibt es Tendenzen eines sexistischen Sprachgebrauchs zwischen den Jungen und den Mädchen?

Gibt es Formen körperlicher »Anmache« seitens der Jungen, seitens der Mädchen?

Wie werden diese Umgangsformen von den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern gewertet?

Gibt es Unterschiede zwischen der individuellen Kommunikation zwischen Jungen und Mädchen und Formen der Gruppenkommunikation zwischen Jungen und Mädchen?

Herrscht ein allgemeines Verständnis unter den MitarbeiterInnen darüber, daß Jungen und Mädchen in dem Projekt, der Maßnahme gleich viel Beachtung erhalten?

In welcher Art und Weise erfahren Mädchen wie Jungen von den MitarbeiterInnen Unterstützung, wenn sie sich nicht rollenkonform verhalten?

Ebene A3, Bereich 5.

Wirkungsziele

Ansätze einer geschlechterbewußten Teamreflexion werden verfolgt

Schlüsselfragen

Wie wird die Geschlechterthematik im Team verhandelt?

Wie werden die geschlechtsbezogenen Auswirkungen des professionellen Handelns im Team analysiert?

Wird diese »kritische« Überprüfung von allen MitarbeiterInnen getragen oder nur von ein paar Engagierten?

Gibt es eine allgemeine Verständigung im Team darüber, daß die Geschlechtszugehörigkeit der MitarbeiterInnen ein wesentlicher Faktor innerhalb der sozialen Arbeit ist?

In welcher Form wird die eigene geschlechterrelevante »Vorbildhaltung« seitens der Mitarbeiterinnen kritisch reflektiert?

Spielen unterschiedliche Sichtweisen auf das Geschlechterverhältnis in den Teamreflexionen eine Rolle, und woran lassen sich diese gegebenenfalls festmachen?

Gibt es bezüglich der Wahrnehmung und Einschätzung des Geschlechterverhältnisses Auseinandersetzungen und Konfliktlinien im Team, und wie lassen sich diese beschreiben?

Wie wird in den unterschiedlichen Angeboten versucht, dominantes Verhalten seitens der Jungen oder seitens der Mädchen immanent oder direkt zu regulieren?

Gibt es auf Seiten der Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen unterschiedliche Ziele in der Arbeit mit Mädchen und Jungen und wenn ja, worin drückt sich das aus?

Auf welche Art und Weise wirken Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter diskriminierenden Umgangsformen entgegen?

Wie beziehen sich die männlichen Mitarbeiter im normalen Alltagsgeschäft auf Jungen, wie auf Mädchen?

Zeigen sich diesbezüglich geschlechtsbezogene Differenzen?

Wie beziehen sich die weiblichen Mitarbeiterinnen im normalen Alltagsgeschäft auf Jungen, wie auf Mädchen?

Zeigen sich diesbezüglich geschlechtsbezogene Differenzen?

Was macht den Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen Spaß an der Arbeit mit Mädchen?

Was macht den Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen Spaß an der Arbeit mit Jungen?

Zeigen sich diesbezüglich geschlechtsbezogene Diskrepanzen und wenn ja, worin liegen diese begründet?

Ebene A3, Bereich 6.**Wirkungsziele**

Prozesse der Selbstevaluation unter Berücksichtigung der Geschlechterdimension

Schlüsselfragen

Finden gemeinsame Teamreflexionen nur im Team statt oder mit fremder Unterstützung (z.B. Supervision), und wird das Thema Geschlecht auch dort aufgegriffen?

Ist die Frage der Geschlechtszugehörigkeit und ihre Auswirkung auf das professionelle Handeln nur Thema im Team, oder wird sich diesbezüglich auch mit anderen Teams innerhalb der Organisation ausgetauscht?

Ist das gesamte Team an Verfahren der genderbezogenen Selbstevaluation beteiligt oder engagieren sich MitarbeiterInnen, die bereits als genderkompetent gelten?

Welche Verfahren der Selbstevaluation kommen in dem Projekt, der Maßnahme zum Einsatz?

Werden alle Daten und Projektdokumentationen nach Geschlecht differenziert erhoben und ausgewertet?

Kommen dabei auch qualitative Methoden zum Einsatz?

Wie werden die Wirkungen und die Erfolge des Projekts nach Geschlecht differenziert überprüft (quantitativ und/oder qualitativ)?

In welcher Form können Verbesserungsvorschläge eingebracht werden?

Auf welchem Weg wird über die Annahme von Verbesserungsmöglichkeiten entschieden?

Wie wird überprüft, ob diese Verbesserungsvorschläge tatsächlich in der Praxis umgesetzt werden und ob sie Wirkungen zeigen?

Literatur

- Angerer, Marie-Luise/Dorer, Johanna (1994): Auf dem Weg zu einer feministischen Kommunikations- und Medientheorie. In: Angerer, M.-L./Dorer, J. (Hg.): Gender und Medien. Wien, S. 8-23
- Benhabib, Seyla/Butler, Judith/Cornell, Drucilla/Fraser, Nancy (1993): Der Streit um Differenz. Frankfurt a. M.
- Bilden, Helga (2001): Die Grenzen von Geschlecht überschreiten. In: Fritzsche, B./Hartmann, J./Schmidt, A./Tervooren, A. (Hg.): Dekonstruktive Pädagogik. Opladen, S. 137-148
- Bitzan, M. (1998): Zwischen Struktur und Person. In: Peters, F. u. a. (Hg.): Integrierte Erziehungshilfen, S. 52-72
- Blickhäuser, Angelika (2001): Gender Trainings – ein Instrument zum Erwerb von Gender-Kompetenz. In: BZgA Forum Sexuaufklärung und Familienplanung. Heft 4, S. 14-17
- Bohn, Irina (2002): Gender Mainstreaming und Jugendhilfeplanung. Erscheint als vom BMFSFJ herausgegebene Expertise im Votumverlag Münster
- Böhnisch, Lothar (1994): Gespaltene Normalität. Lebensbewältigung und Sozialpädagogik an den Grenzen der Wohlfahrtsgesellschaft. Weinheim/München
- v. Bothmer, Hendrik (2001): Jugendsozialarbeit in der Jugendhilfe – Ein Überblick. In: Fülber, P./Münchmeier, R. (Hg.): Handbuch Jugendsozialarbeit. Geschichte, Grundlagen, Konzepte, Handlungsfelder, Organisationen. Band 1, Münster, S. 443-468
- Bourdieu, Pierre (1997a): Die männliche Herrschaft. In: Dölling, I./Kreis, B. (Hg.): Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktionen in der sozialen Praxis. Frankfurt a. M., S. 153-217
- Breidenstein, Georg/Kelle, Helga. (1998): Geschlechteralltag in der Schulklasse. Ethnographische Studien zur Gleichaltrigenkultur. Weinheim, München
- Brendel, Sabine (2000): »weil ich musste ja jetzt ne Ausbildungsstelle haben. Ich wollte ja nicht auf der Straße stehen, ne ...« Biografisches Handeln von jungen Frauen zwischen eigenen Wünschen und objektiven Strukturen. In: Zeitschrift für Frauenforschung und Geschlechterstudien. Heft 3, S. 67-73
- Bruhns, Kirsten (1995): Frauenförderung und Dekonstruktion: Unvereinbarkeit oder Ungleichzeitigkeit? In: Haas, Erika (Hg.): »Verwirrung der Geschlechter«. Dekonstruktion und Feminismus. München, Wien, S. 187-203
- Bütow, Birgit (2000): Mädchen zwischen privaten und öffentlichen Räumen. In: Stiftung SPI – MÄDEA (Hg.): Mädchen in sozialen Brennpunkten. Berlin S. 29-62
- Butler, Judith (1991): Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt a.M.
- Butler, Judith (1993): Für ein sorgfältiges Lesen. In: Benhabib, S. /Butler, J./Cornell, D./Fraser, N. (Hg.): Der Streit um Differenz. Frankfurt a.M., S. 122-132
- Butler, Judith (1995): Körper von Gewicht. Frankfurt a.M.
- Celan, Paul (1983): Gesammelte Werke. Band 3, Frankfurt a.M.
- Chombart des Lauwe, Paul-Henry (1977): Aneignung, Eigentum, Enteignung – Sozialpsychologie der Raumaueignung und Prozesse gesellschaftlicher Veränderung. In: Arcg+,- 34, S. 2-6
- Enggruber, Ruth (2001): Gender Mainstreaming in der Jugendsozialarbeit. Münster
- Enggruber, Ruth (2002): Gender Mainstreaming

- ming in der Jugendsozialarbeit. In: Jugend – Beruf – Gesellschaft. Heft 1, S. 20-27
- Europarat (1998): L'approche intégrée de l'égalité entre les femmes et les hommes. Cadre conceptuel, méthodologie et présentation des »bonnes pratiques«. Strasbourg
- Faulstich-Wieland, Hannelore (1994): Reflexive Koedukation – Zur Entwicklung der Koedukationspolitik in den Bundesländern. In: Jahrbuch für Pädagogik. Frankfurt a. M. u.a., S. 325-342
- Faulstich-Wieland, Hannelore (1999): Soziale Konstruktion von Geschlecht in schulischen Interaktionen in der Sekundarstufe I. In: v. Ginsheim, G./Meyer, D. (Hg.): Geschlechtersequenzen. Dokumentation des Diskussionsforums zur geschlechtsspezifischen Jugendforschung, Berlin, S. 97-109
- Faulstich-Wieland, Hannelore (2001a): Gender Mainstreaming im Bereich der Kindertagesstätten. In: v. Ginsheim, G./Meyer, D. (Hg.): Gender Mainstreaming – neue Perspektiven für die Jugendhilfe. Berlin, S. 121-132
- Faulstich-Wieland, Hannelore (2001b): Die Gleichstellung der Geschlechter als zentrale Aufgabe in allen Bildungsbereichen. In: Arbeitsstab Forum Bildung (Hg.): Förderung von Chancengleichheit. www.hu-berlin.de/aktuell/bericht.htm, S. 9-15
- Feministische Studien 1993/2: Kritik der Kategorie »Geschlecht«
- Ferchhoff, Wilfried (2000): Jugendkulturen 2000. In der Reihe *Einwürfe*, Hg.: Bundesmodellprogramm »Mädchen in der Jugendhilfe«. Stiftung SPI Berlin
- Flösser, Gaby (2001): Das Konzept des Gender Mainstreaming als qualitätssicherndes Element in sozialen Diensten. In: v. Ginsheim, G./Meyer, D. (Hg.): Gender Mainstreaming – neue Perspektiven für die Jugendhilfe. Berlin, S. 57-66
- Flösser, Gaby (2002): Gender Mainstreaming – Eine Strategie zur Modernisierung der Jugendhilfe. Zum Downloaden unter: www.eundc.de
- Fülbi, Paul (2001): Jugendberufshilfe – quantitative und qualitative Dimensionen. In: Fülbi, P./Münchmeier, R. (Hg.): Handbuch Jugendsozialarbeit. Geschichte, Grundlagen, Konzepte, Handlungsfelder, Organisationen. Band 1. Münster, S. 486-503
- Gawlik, Marion/Krafft, Elena/Sechinger, Mike (1995): Jugendhilfe im Wandel. München
- Genthner, Ulrike/Wirtz, Peter (2001): Projekt »Gleichheit und Differenz weiblicher Engagementformen«. In: Genthner, U. (Hg.): Geschlechtergerechte Visionen. Politik in Bildungs- und Jugendarbeit. Königstein/Taunus
- Gieseke, Hermann (1997): Die pädagogische Beziehung. Weinheim u. München
- Gildemeister, Regine/Wetterer, Angelika: Wie Geschlechter gemacht werden. Die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit und ihre Reifizierung in der Frauenforschung. In: Knapp, G.-A. /Wetterer, A. (Hg.) Traditionen – Brüche. Freiburg i. Breisgau, S. 201-254
- v. Ginsheim, Gabriele/Meyer, Dorit (2001) (Hg.): Gender Mainstreaming – neue Perspektiven für die Jugendhilfe. Berlin
- Goldmann, Monika (2000): Das Konzept des Gender Mainstreamings: Ziele, Strategien, Instrumente. In: Fraktion Bündnis 90/Die Grünen (Hg.): Gender Mainstreaming – eine Chance für NRW! Düsseldorf, S. 6-10
- Gruber, Christine/Fröschl, Elfriede (2001): Einleitung. In: Gruber, C./Fröschl, E. (Hg.): Gender-Aspekte in der sozialen Arbeit. Wien, S. 13-14
- Hagemann-White, Carol (1998): Identität – Beruf – Geschlecht. In: Oechsle, M./Geissler, B. (Hg.): Die ungleiche Gleichheit. Opladen, S. 27-42
- Hark, Sabine (1993): Queer Interventionen. In: Feministische Studien 1993/2, S. 103-109
- Hark, Sabine (1999): Deviante Subjekte. Die paradoxe Politik der Identität, Opladen
- Hartmann, Jutta (2001): Bewegungsräume zwischen Kritischer Theorie und Poststrukturalismus. In: Fritzsche, B./Hartmann, J./Schmidt, A./Tervooren, A. (Hg.): Dekonstruktive Pädagogik. Opladen, S. 65-84
- Heimvolkshochschule Alte Molkerei Frille (1989) Parteiliche Mädchenarbeit und antixistische Jungenarbeit. Abschlußbericht des Modellprojektes
- Hering, Sabine (1999): Modernisierungsprozesse weiblicher Lebenslagen. In der Reihe *Einwürfe*, Hg.: Bundesmodellprogramm »Mädchen in der Jugendhilfe«. Stiftung SPI Berlin
- Hinte, Wolfgang/Groppe, Johannes/Litges, Gerhard (2002): Sozialräumliche Finanzierungsmodelle. Hg.: Institut für stadtteilbezogene soziale Arbeit und Beratung Essen
- Hoppe, Heidrun (2000): Nur neue Begriffe oder mehr? »Mainstreaming«, Dekonstruktivismus und »Affidamento« in der Frauen- und Geschlechterforschung: In: Neue deutsche Schule Jg. 52, S. 18-19
- Horstkemper, Marianne (2001): Gender Mainstreaming als Prinzip geschlechterdifferenzierender Arbeit in der Jugendhilfe – Auftrieb für geschlechterbewußte Pädagogik oder Konkurrenz für bereits entfaltete Reformkonzepte? In: v. Ginsheim, G./Meyer, D. (Hg.): Gender Mainstreaming – neue Perspektiven für die Jugendhilfe. Berlin, S. 41-56
- Howald, Jenny (2001): Ein Mädchen ist ein Mädchen ist kein Mädchen? In: Fritzsche, B./Hartmann, J./Schmidt, A./Tervooren, A. (Hg.): Dekonstruktive Pädagogik. Opladen, S. 295-309
- Jordan, Erwin: Theorie und Praxis sozialräumlicher Planung und Entwicklung. In: Fachforum zur sozialraumorientierten Planung in Gebieten mit besonderem Entwicklungsbedarf. Dokumentation zur Veranstaltung am 12. und 13. Juni 2001 in Braunschweig. Hg.: Institut für soziale Arbeit e.V. Münster
- Jordan, Erwin/Hansbauer, Peter/Merchel, Johannes/Schone, Reinhold (2001): Sozialraumorientierte Planung, Begründungen, Konzepte, Beispiele. Hg.: Institut für soziale Arbeit e.V. Münster
- Jugendwerk der Deutschen Shell (Hg.) (1997): Jugend '97. Zukunftsperspektiven – Gesellschaftliches Engagement – Politische Orientierungen. Opladen
- Jugendwerk der Deutschen Shell (Hg.) (2000): Jugend 2000. Opladen
- Keddi, Barbara/Pfeil, Patricia/Stremel, Petra/Wittmann, Svendy (1999): Lebensthemen junger Frauen. Opladen
- Kelle, Helga (1997): Mädchenkultur – Jugendkultur oder eine Kultur der Zweigeschlechtlichkeit? – Zur Methodologie ethnographischer Kindheits- und Geschlechterforschung. In: Feministische Studien. Heft 2, S. 131-142
- Kelle, Helga (2000): Das ethnomethodologische Verständnis der Konstruktion der Geschlechterdifferenz. In: Lemmermöhle, D./Fischer, D./Klika, D./Schlüter, A. (Hg.): Lesarten des Geschlechts. Opladen, S. 116-132
- Klees, Renate/Marburger, Helga/Schumacher, Michaela (1989): Mädchenarbeit Praxishandbuch für die Jugendarbeit. Teil 1. Weinheim und München
- Kolip, Petra (1997): Geschlecht und Gesundheit im Jugendalter. Opladen
- Kolmer, Christine (2001): Chancengleichheit für Mädchen in der Benachteiligtenförderung: Gender Mainstreaming als Zukunftsaufgabe. In: Jugend – Beruf – Gesellschaft. Heft 1, S. 51-54
- Krafeld, Franz Josef (2002): Gender Mainstre-

- aming – eine neue Chance für die Arbeit mit männlichen Jugendlichen? In: *Jugend – Beruf – Gesellschaft*. Heft 1, S. 9-14
- Krauß, Andrea (2001): Identität und Identitätspolitik bei Judith Butler. In der Reihe *Einwürfe*, Hg.: Bundesmodellprogramm »Mädchen in der Jugendhilfe«. Stiftung SPI Berlin
- Krell, Gertraude/Mückenberger, Ulrich/Tondorf, Karin (2000): Gender Mainstreaming – Informationen und Impulse. Niedersächsisches Ministerium für Frauen, Arbeit und Soziales
- Krüger, Helga (2000): Unterschiedliche Lebenswelten von Mädchen und Jungen. In: *Forum Jugendhilfe*. Nr. 2, S. 45-50
- Landwehr, Hilge/Rumpf, Mechtild (1993): Kritik der Kategorie Geschlecht – Streit um Begriffe, Streit um Orientierungen, Streit der Generationen? In: *Feministische Studien* 1993/2, S. 3-9
- Liebe, Martina (2001): Gender Mainstreaming in der Jugendarbeit – Bewertung eines frauenpolitischen Instruments aus jugendpolitischer Sicht. In: v. Ginsheim, G. / Meyer, D. (Hg.): *Gender Mainstreaming – neue Perspektiven für die Jugendhilfe*. Berlin, S. 95-108
- Mack, Wolfgang/Wächter-Scholz, Franziska (2001): *Jugend am Rand*. In: *Fachforum zur sozialraumorientierten Planung in Gebieten mit besonderem Entwicklungsbedarf*. Dokumentation zur Veranstaltung am 12. und 13. Juni 2001 in Braunschweig. Hg.: Institut für soziale Arbeit e.V. Münster
- Maihofer, Andrea (1994): *Geschlecht als Existenzweise*. Einige kritische Anmerkungen zu aktuellen Versuchen zu einem neuen Verständnis von »Geschlecht«. In: Institut für Sozialforschung Frankfurt (Hg.): *Geschlechterverhältnisse und Politik*. Frankfurt a.M., S. 168-187
- Meyer, Dorit (1999): *Die Dimension des Geschlechts im Kontext des Strukturwandels der Jugend und Jugendphase*. In: v. Ginsheim, G./Meyer, D. (Hg.): *Geschlechtersequenzen*. Dokumentation des Diskussionsforums zur geschlechtsspezifischen Jugendforschung, Berlin, S. 13-24
- Meyer, Dorit (2000a): *Immer noch Geschlechterstereotype in der Erziehung?* In: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hg.): *Mehr Chancen für Kinder und Jugendliche*. Münster, S. 70-81
- Meyer, Dorit (2000b): *Theater, Geschlecht und Identität*. In: Bundesvereinigung kulturelle Jugendbildung e.V. (Hg.): *Kulturarbeit mit Mädchen*. Remscheid, S. 105-114
- Meyer, Dorit (2001a): *Der Blick zurück – der Blick nach vorn – was können uns die klassischen Ansätze der Mädchenarbeit noch sagen*. In: Institut für Soziale Arbeit (Hg.): *ISA – Jahrbuch zur Sozialen Arbeit 2001*. Münster, S. 16-26
- Meyer, Dorit (2001b): *Gender Mainstreaming – Bedeutung – Entstehung – Kontexte einer neuen politischen Strategie*. In: v. Ginsheim, G./Meyer, D. (Hg.): *Gender Mainstreaming – neue Perspektiven für die Jugendhilfe*. Berlin, S. 25-40
- Meyer, Dorit (2001c): *Gender Mainstreaming – eine neue geschlechterpolitische Strategie*. In: BZgA Forum Sexualaufklärung und Familienplanung. Heft 4, S. 3-7
- Meyer, Dorit/Seidenspinner, Gerlinde (2001): *Entstrukturierung biographischer Muster – Männer und Frauen in der Krise der Arbeitsgesellschaft*. In: Fülber, P./Münchmeier, R. (Hg.): *Handbuch Jugendsozialarbeit*. Geschichte, Grundlagen, Konzepte, Handlungsfelder, Organisationen. Band 1, Münster, S. 133-146
- Meyer, Dorit (2002): *Gender Mainstreaming – neuer Auftrag für die Jugendsozialarbeit*. In: *Jugend – Beruf – Gesellschaft*. Heft 1, S. 2-9
- Ministerium für Arbeit, Frauen, Gesundheit und Soziales in Sachsen-Anhalt (Hg.) (2001): *Gender Mainstreaming in Sachsen-Anhalt*. Magdeburg
- Nicholson, Linda (1994): *Was heißt gender?* In: Institut für Sozialforschung Frankfurt (Hg.): *Geschlechterverhältnisse und Politik*. Frankfurt a.M., S. 188-220
- Nissen, Ursula (2000): *Mädchen und sozialer Raum*. In: Stiftung SPI – MÄDEA (Hg.): *Mädchen in sozialen Brennpunkten*. Berlin, S. 13-28
- Oechsle, Mechtild/Geissler, Birgit (1998): *Die ungleiche Gleichheit*. Zur widersprüchlichen Modernisierung weiblicher Lebensführung. In: Oechsle, M./Geissler, B. (Hg.): *Die ungleiche Gleichheit*. Junge Frauen und der Wandel im Geschlechterverhältnis. Opladen, S. 9-24
- Oechsle, Mechtild (2000): *Gleichheit mit Hindernissen*. In der Reihe *Einwürfe*, Hg.: Bundesmodellprogramm »Mädchen in der Jugendhilfe«. Stiftung SPI Berlin
- Österreichisches Ministerium für Frauengleichheiten und Verbraucherschutz (1998): *Gender Mainstreaming – Konzeptueller Rahmen, Methodologie und Beschreibung bewährter Praktiken*.
- Rose, Lotte (2000a): *Mädchenarbeit und Jugendarbeit in der Risikogesellschaft*. In: *neue praxis*. Heft 3, S. 240-253
- Rose, Lotte (2000b): *Die Geschlechterkategorie im Diskurs der Kinder- und Jugendhilfe*. In: *Diskurs – Studien zu Kindheit, Jugend, Familie und Gesellschaft*, Hg.: Deutsches Jugendinstitut, S. 15-20
- Rose, Lotte (2001a): *Gender Mainstreaming im Feld der Kinder- und Jugendarbeit*. In: v. Ginsheim, G./Meyer, D. (Hg.): *Gender Mainstreaming – neue Perspektiven für die Jugendhilfe*. Berlin, S. 109-120
- Rose, Lotte (2001b): *Überlegungen zur Verankerung der Kategorie Gender im Mainstream einer sozialräumlichen Jugendhilfe*. In: v. Ginsheim, Gabriele/Meyer, Dorit (Hg.): *Gender Mainstreaming – neue Perspektiven für die Jugendhilfe*. Berlin, S. 67-80
- Rose, Lotte/Scherr, Albert (2000): *Der Diskurs der Geschlechterdifferenzierung in der Kinder- und Jugendhilfe*. In: *deutsche jugend*. Heft 2, S. 65-74
- Scherr, A. (2000): *Subjektivitätsformen Jugendlicher*. In: King, V./Müller, B. K. (Hg.): *Adoleszenz und pädagogische Praxis*. Freiburg, S. 233-250
- Scherr, Albert (2001a): *Gender Mainstreaming – Chance und Herausforderung für die Kinder- und Jugendhilfe*. In: v. Ginsheim, G. /Meyer, D. (Hg.): *Gender Mainstreaming – neue Perspektiven für die Jugendhilfe*. Berlin, S. 17-24
- Scherr, Albert (2001b): *Gender Mainstreaming als Lernprovokation – Anforderung an die Ausbildung, Fortbildung und Personalentwicklung in den Organisationen der Jugendhilfe*. In: v. Ginsheim, G./Meyer, D. (Hg.): *Gender Mainstreaming – neue Perspektiven für die Jugendhilfe*. Berlin, S. 81-94
- Schittenhelm, Karin (1998): *Zwischen Unterstützung und Reglementierung*. Mädchen und junge Frauen in Einrichtungen der Jugendberufshilfe. In: *Betrifft Mädchen*, Jg. 1, S. 5-12
- Schmidt, Andrea (2001): *Poststrukturalistische Perspektiven – ein Beitrag zur Reflexion sozialpädagogischer Handlungspraxen*. In: Fritzsche, B./Hartmann, J./Schmidt, A./Tervooren, A. (Hg.): *Dekonstruktive Pädagogik*. Opladen, S. 269-280
- Schrappner, Christian (2001): *Perspektiven sozialraumorientierter Planung – oder warum ist so schwierig, was viele so gut finden?* In: *Fachforum zur sozialraumorientierten Planung in Gebieten mit besonderem Entwicklungsbedarf*. Dokumentation zur Veranstaltung am 12. und 13. Juni 2001 in

- Braunschweig. Hg.: Institut für soziale Arbeit e.V. Münster
- Schweikert, Brigitte (2000): Grundlagenpapier zu Gender Mainstreaming. <http://www.bmfsfj.de/Mainstr.PDF>
- Schweikert, Brigitte (2001): Die Umsetzung von Gender Mainstreaming auf Bundesebene – Hintergrund, aktueller Stand und Planungen. In: BZgA Forum Sexualaufklärung und Familienplanung. Heft 4, S. 9-13
- Sielert, Uwe (2001): Gender Mainstreaming im Kontext einer Sexualpädagogik der Vielfalt. In: BZgA Forum Sexualaufklärung und Familienplanung. Heft 4, S. 18-24
- Stiegler, Barbara – Friedrich-Ebert-Stiftung (2000): Wie Gender in den Mainstream kommt. Konzepte, Argumente und Praxisbeispiele zur EU-Strategie des Gender Mainstreamings, Bonn
- Stiegler, Barbara (2001): Wenn Gender das Mädchen schluckt – Gender Mainstreaming und die Mädchenarbeit. In: Forum Erziehungswissenschaften. Heft 2, S. 68-73
- Schroeder, Joachim (1999): Die Schule kennt nur zwei Geschlechter. Zum Umgang mit Minderheiten im Bildungssystem. In: Behm, B. L./Heinrichs, G./Tiedemann, H. (Hg.): Das Geschlecht der Bildung – Die Bildung der Geschlechter. Opladen, S. 149-167
- Struck, Norbert (2001): Gender-Mainstreaming – neue Herausforderung zur Lösung alter Probleme. Zum Downloaden unter: www.eundc.de
- Thiersch, Hans (1999): Integrierte und flexible Hilfen. In: Koch, J./Lenz, S. (Hg.): Auf dem Weg zu einer integrierten und sozialräumlichen Kinder- und Jugendhilfe. Frankfurt, S. 15-32
- Voigt-Kehlenberg, Corinna (2001): ... und was heißt das für die Praxis? – über den Übergang von einer geschlechterdifferenzierenden zu einer geschlechterreflektierenden Pädagogik. In: Fritzsche, B./Hartmann, J./Schmidt, A./Tervooren, A. (Hg.): Dekonstruktive Pädagogik. Opladen, S. 237-254
- Weg, Marianne (2001): Integrierte Geschlechterpolitik (Gender Mainstreaming) als Konzept für die Stadt der Zukunft. Unveröffentlichtes Vortragsmanuskript
- Weg, Marianne (2002): Gender Mainstreaming in den Bundesländern: Zwischenbilanz und Perspektive. Unveröffentlichtes Vortragsmanuskript der Tagung »Von der Strategie zur Praxis – Gender Mainstreaming in den Förderprojekten des Europäischen Sozialfonds« am 18.4.2002 in Berlin
- Werthmanns-Reppekus, Ulrike (1998): Das Orientierungsdilemma oder – teilen Jungs. In: Jugend – Beruf – Gesellschaft. Heft 1, S. 49-54
- Werthmanns-Reppekus, Ulrike (2001): Skandal im Sperrbezirk? Positionsentwicklungen in der Mädchenarbeit. In: Institut für Soziale Arbeit (Hg.): ISA – Jahrbuch zur Sozialen Arbeit 2001. Münster, S. 11-15
- Werthmanns-Reppekus, Ulrike (2002): Von der Frauenfrage zur Genderantwort oder: Die Kategorie Geschlecht in der Kinder- und Jugendhilfe. Erscheint in: Arbeitsgemeinschaft der Jugendhilfe (Hg.): Entwicklungen und Wirkungen der Jugendberichterstattung in Deutschland
- Winter, Reinhard (2001): Gender Mainstreaming im Feld der stationären Unterbringung. In: v. Ginsheim, G./Meyer, D. (Hg.): Gender Mainstreaming – neue Perspektiven für die Jugendhilfe. Berlin, S. 133-143
- Young, Iris Marion (1994): Geschlecht als serielle Kollektivität: Frauen als soziales Kollektiv. In: Institut für Sozialforschung Frankfurt (Hg.): Geschlechterverhältnisse und Politik. Frankfurt a.M., S. 221-261